Nr. 1547 Fragmente

Fragmente

aus

Oesterreich.

Herausgegeben

von

F. E. P.

Mannheim.

Verlag von Heinrich Hoff.

1839.

256. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite.
Vorworte	V
Aus Tagebüchern	1
Aphorismen	20
Literarisches	25
Politica	51
An Bertha	251
Vermischtes	281
Der Pilger	283
Als Otto genas	286
Nachtgesicht	289
Der Mönch	292
Die Rache der Fee	295
Sehnsucht	298
Die Geliebte	299
Heimweh	301
Der Baum und die Nachtigal	303
Mutterliebe	305
Stammbuchvers	307
Maria Stuart	308
Widmung	312

Vorworte.

Jede Zeit hat ihre Kinder, die sich unter einander so wenig ähnlich sehen wie ihre Väter, über die man oft gar nicht in's Reine kommt. Es gibt unter ihnen Wechselbälge und liebe Engel, Schooßkinder, jüngere und verlorne Söhne, solche, die von ihrer Mutter ernährt, erzogen, und wenn

sie groß geworden, auch versorgt werden, und solche, die sich wie Savoyarden selbst ihr Brod suchen müssen; einige werden todtgeboren oder haben nur ein ephemeres Dasein, andere überleben ihre Mutter und haben selbst wieder eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Der Generation, welche Radikalismus und Hochtorysmus, Mysticismus und Ultrarationalismus, und wie die Gatten alle heißen mögen, mit unserer Zeit erzeugten, hat diese ihren Charakter als Stempel aufgedrückt; und wie sie selbst in sich zerfallen, auch von Außen kein Haupt anerkennt, ganz gegen die Worte der heiligen Schrift: Du sollst Vater und

Mutter verlassen und ihm allein anhangen, so sind auch ihre Kinder ungezogne Rangen, denen nichts mehr ehrwürdig und heilig ist; die schlimmsten unter ihnen Geister, die bloß verneinen und ihre Freude am Zerstören und Niederreißen haben, ohne an die Stelle der alten gothischen Dome und marmornen Paläste freundliche Kirchen und wohnliche Häuser zu setzen.

Umsonst haben sich die Anhänger der alten Ordnung in einen Phalanx geschaart, bereit den Boden Schritt für Schritt zu vertheidigen und bis auf den letzten Blutstropfen des letzten Mannes auszuharren. Ihrer werden immer weniger, sie zählen in ihren Rei-

hen Abtrünnige und Ueberläufer, während die Gegner ihnen an Zahl, jugendlicher Kraft und dem unerschütterlichen Vertrauen auf die Zukunft überlegen sind. So kann also der Sieg nicht zweifelhaft sein, und es handelt sich nicht mehr um das Wie, sondern höchstens um das Wo und Wann der Entscheidung.

Der Schauplatz, auf dem dieser Kampf gekämpft wird, ist die Welt. In jedem Lande stehen sich die feindlichen Lager gegenüber, ertönt das Feldgeschrei, jauchzen die Sieger und knirschen die Ueberwundenen. In einigen ist der Kampf heftiger, blutiger und offenbarer, in andern wird er auf gemäßigte und verborgene Weise geführt.

Oesterreich hat schon lange das Recht verloren, auf den Namen des europäischen China oder Paraguay Anspruch zu machen; man fängt an, allgemach zu erkennen, daß der jungfräuliche Boden dieses Reiches die größten Schätze birgt, und wenn ihn einmal die rechte Pflugschar durchfurcht, so werden aus dem ausgestreuten Samen die üppigsten Halme emporschießen, und sich zur Zeit der Ernte in ein Meer gold'ner Garben fügen. Was auch noch immer entgegensteht, daß sich die reichen Kräfte dieser Länder frei entfalten, so hat sich doch in neuester Zeit ein edler Wetteifer kundgethan, und wir brauchen nicht auf Namen hinzu-

weisen, wo Thaten sprechen. Wenn man nun bedenkt, daß so Vieles innerhalb den beschränkten Grenzen streng gesetzlicher Entwicklung geschehen, so muß man nur bedauern, daß diese Grenzen so enge gezogen sind, und ihre Ueberschreitung, möge sie auch im besten Glauben geschehen, so strenge geahndet wird. Es wäre aber demungeachtet thöricht, die Hoffnung aufzugeben, eine so besonnene und kluge Leitung werde endlich einsehen, daß man die Forderungen der Zeit nicht ungestraft abweisen darf, und sich ihrer Räder lieber zum schnellern Fortkommen auf der Bahn der Vervollkommnung bedienen, als

der Gefahr aussetzen muß, von ihnen zermalmt zu werden.

Die vorliegende Schrift macht keinen andern Anspruch, als auch eine Stimme des Chores zu sein, der sich für Wahrheit und Freiheit aus der Mitte begabter und edler Völker erhebt; sie findet, so unbedeutend sie ist, in Vieler Brust ein Echo, und hat ihren Zweck erreicht, wenn sie dieses verständlich ausspricht; trägt sie aber dazu bei, für manches bis jetzt Uebersehene oder Verkannte die Aufmerksamkeit zu schärfen, wirkt sie vielleicht auf eine oder die andere verwandte Individualität fördernd ein, so sieht sie ihre Aufgabe in höherem Maße als erfüllt an.

Die Herausgeber schließen endlich mit der Andeutung, daß manches, was sich nur auf die eigenste Persönlichkeit des Verfassers bezieht, so wie die Anordnung des Stoffes dem Ganzen die Form eines zwar nur in Umrissen dargestellten, aber doch in sich abgeschlossenen Bildes geben soll.

Aus Tagebüchern.

14. April 183*

Ein herrlicher Frühlingsabend! Ich war draußen in der grünen sprossenden Natur, um mein Herz wieder einmal aufsaugen zu lassen alles schöne und reine, welches diese ewig treue Freundin uns bietet. Wie glücklich wäre der Mensch, wenn nicht jene Verhältnisse wären, brustzusammenschnürend und gemüthverdüsternd! Mich ergriff eine Feiertagsstimmung, in der ich jedem Käferchen am Wege ängstlich auswich, welches dann vor mir freudig aufsummst, und in seinem Summen den Schöpfer eben so schön preist, als die beste Ode dies zu thun vermag! Da kehre ich viel besser, mit edlen Vorsätzen in der Brust,

heim, und so viele Mißtöne meines Innern lösen sich in Harmonie auf, in der ja Alles zusammenklingt, was Gottes schöne Erde schmückt, bis auf den armen Menschen. Und warum dies? Weil er von der Natur, dem schönsten Ausdruck des göttlichen Wesens, so schnöde abwich in thörichter Verblendung. Darum in ihren Schooß, an ihren Busen zurück, denn sie, die ewig junge, verjüngt, reinigt, läutert auch uns!

18. Dezember.

Heute wohnte ich einem Leichenbegängnisse bei. Männlicher Schmerz hat für mich etwas unendlich rührendes. Da stand, mit Mühe die Thräne zurückpressend, ein alter Bürger, die im Nachtwind flackernde Fackel in der Hand, und blickte trüb auf den Sarg. Er barg wohl den vielgeprüften Mitbürger und Freund, mit welchem er

oft beisammensaß an Feierabenden hinter dem warmen Ofen, und von der Jugendzeit und den Wanderjahren plauderte, oder wohl auch von Krieg und Frieden, schlechter Zeit und ernstern Dingen sprach, wie sie nun das Herz bewegten. Da erleichterten sie es, wenn's zu voll war, und gingen dann froher wieder und heiterer an die Arbeit für Weib und Kind. Jetzt ist es mit all' dem vorbei, und wie bald vielleicht, mag er sich denken, spricht man das „Ruhe in Frieden" über meine Asche aus!

31. Dezember.

Die Zukunft lüftet den Schleier eines neuen Lebensabschnittes, und geschäftig eilt die Hoffnung, wieder die Bilder uns vorzugaukeln, mit denen sie noch immer unsere Leichtgläubigkeit betrog. Wer war an der Täuschung schuld?

Wir, nur zu geneigt, von der kommenden Zeit zu erwarten, was sie uns nicht geben kann, unzufrieden mit der Gegenwart, unbelehrt von der Vergangenheit, oder sie, unsere bescheidenen Wünsche kalt zurückweisend und verhöhnend? Schauen wir in unser Inneres, warum erwarten wir von der Zeit, was der Ewigkeit vorbehalten ist — ungetrübtes Glück — denn dies ist ja der Gegenstand unsers Sehnens, warum lassen wir uns von jenen Kleinlichkeiten des Daseins anfechten und beirren, die nun einmal davon unzertrennlich sind, und richten unsern Blick nicht auf den Polarstern des Lebens, dessen Wegen er Licht und Ziel ist, Gott? Möchten wir doch zur lebhaften, fruchtbaren Ueberzeugung von einer Wahrheit gelangen, welche die Grundlage unsers Glaubens und Hoffens sein muß: ich meine die Ueberzeugung von der Leitung aller unserer Schicksale durch eine höhere weise und gütige Hand? —

Gerade dies ist es, was ich mir so oft zurufe; denn auch mein Leben ist in verderblichem Zwiespalt, der anfing, als der Glaube aufhörte, und der fortdauern wird — vielleicht, bis dieser wiederkommt. Auch mein Herz bestürmen Wünsche ohne Zahl, und die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung erfüllt es mit Groll, gegen wen? Das ist die Thorheit. Wie können wir so vermessen sein, ihn anzuklagen, der weise und gütig ist? Nein — gewiß, wir werden einst glücklich sein, aber es sei das Bestreben unsers Hierseins, unsere Würdigkeit zu erhöhen, in deren Bewußtsein selbst schon ein Theil des Glückes liegt.

29. Jänner 183*

Seit langer Zeit wieder einmal im Theater! Man gab: „der Affe und der Bräutigam“, Posse von Nestroy. H* aus G* trat als Affe

Mamock auf. Der unbändige Beifallslärm bei den unanständigen und nicht einmal sehr überraschenden Stellungen und Körperverdrehungen, das rohe Lachen über alberne Späße ekelte mich an, und ich bedauerte ein Publikum, dem derlei mit Glück geboten wird. Wer wird doch endlich die Käufer und Verkäufer aus den Tempeln treiben!

Beim Nachhausegehen hörte ich im zweiten Stockwerk des Nonnenklosters die Begleitung zu einem Walzer spielen, den eine weibliche Stimme sang. So dringt ihr, fröhliche Weisen einer lebenslustigen Welt auch in die Zelle der Nonne, und wer weiß es, ob sie sich dann nicht hinaussehnt in das Meer, dessen Wogen an die Mauern ihres stillen Asyles brausend schlagen, ob sie nicht im Sehnen nach für sie unwiderruflich verlornen Freuden unglücklicher ist, als jener alte Mann, der mich auf dem Wege in's Theater um einen Groschen ansprach: Einen Groschen, bat er, nur

Einen, für Brod, ich habe zwei Kinder. Er hatte sie gewiß, sonst würde er mehr gesagt haben. Mir fiel es zu spät ein, oder aufrichtiger, ich war zu selbstsüchtig, um umzukehren und dem alten Manne den Betrag für das Theater zu geben. Welch' schneidender Kontrast! Dieser in einen zerrissenen, mit Schnee bedeckten Rock gehüllte, vor Frost zitternde, um einen Groschen flehende Greis, und ein paar Gassen weiter ertönt aus beleuchteten Fenstern die Musik eines Balles, bei dem vielleicht eben so viel verpraßt wird, um die Leute nach einer durchschwelgten Nacht für einen Tag zum Leben untauglich zu machen, als hinreichend wäre, den Lebensrest jenes alten Bettlers vor nagendem Mangel und seine Kinder vor dem Verderben zu schützen.

17. März.

Eine Nacht, sich todt zu schießen oder zu verlieben. Ich ging eine halbe Stunde lang auf der **Bastei auf und nieder. Es ist eine der Nächte, in welcher der Frühling mit der Erde die Flitterwochen feiert, und sein lauer Athem ihre Wangen anhaucht. Ihre Glieder schwellen wollüstig unter der weichen Schneedecke, die nur nachlässig mehr den schönen Leib verhüllt. Es ist als höre man ihr heimliches süßes Liebeflüstern, als sei man Zeuge jener Umarmungen, deren Früchte Blüthen sind, und ich vergaß auf den grellen Gegensatz, den die Mauern des Klostergartens der Ursulinerinnen mit der Natur bilden, die nun um und unter uns zum Leben erwacht, mit der Natur, deren Kinder wir sind und bleiben trotz aller Verkrüppelung.

Und einsam ist's um mich — der Lärm des Marktes
gellt nicht mehr,
Ich bin allein mit meinem Geist, allein mit der
Natur.
Das flüstern, das ich hör', nicht irdisch ist's, von
ferne her
Tönt mir's: wie Mondenlicht, verräth sein Kommen
keine Spur.
Doch ich versteh' es wohl: es ist das Flüstern der
Gedanken,
Die kaum von uns gedacht, schnell in der Seele
Tiefen sanken;
Dort weilen sie, bis unsern Schlaf als Träume sie
umschweben —
Vom Sternenlicht getäuscht, begann zu früh ihr
Traumesleben.
Was bringt ihr mir? — Sie flüstern stets das
ew'ge Einerlei,
Als ob das Leben Liebe und die Liebe Leben sei!
Ich glaub' es nicht. Es ist darum kein Stern
verblichen,
Wenn gleich auch ihre Treu' und Lieb' von mir
gewichen.
Ich seh' sie glänzen nun wie immer, ernst und heiter
Wie vor sich kümmernd, rollen ihre Bahnen weiter.

24. März.

„Die Welt ist so leer, wenn man darin nur „Berge und Flüsse und Städte denkt, wenn „man aber hie und da eine Seele kennt, die an „dem, was uns begegnet, Antheil nehmen kann, „die sich mit uns freut, und unsere Thränen „bedauert, das macht erst dieses Erdenrund zu „einem bewohnten Garten."

Ich kenne keine, darum ergriff mich auch diese Stelle so sehr. Ein Mann ist gar nicht fähig, sich in das Wesen eines andern so zu versenken, daß er mit ihm eins wird, nur in ihm und für ihn lebend. Darum ist Freundschaft ein so schwacher Ersatz für Liebe.

25. März.

„Ich erstaunte von neuem über die unglaubliche durchgängige Nichtigkeit der meisten jungen

Männer; ich bin nun ganz über sie blasirt, und behandle sie mit der bequemsten Rücksichtslosigkeit. Wie selten ist nur ein Anklang des ächten Wesens, nur eine Spur roher oder gebildeter Kraft, nur ein schmerzliches Andenken der Vergangenheit, ein ernster Blick in die Gegenwart und Zukunft. Ecossaise und Quadrille *) sind die Blüthen ihres Daseins, der Mittelpunkt ihrer Gedanken, der einzig ungeheuchelte Ernst, dessen sie fähig sind." **) Mußte Marwitz in einer so bewegten Zeit, in Preußen auf diese Art schreiben, haben wir dann ein Recht, uns über die Gehaltlosigkeit, die Beschränktheit der jungen Leute von heute und D**s zu beklagen? Aber es sind seitdem so viele ernste Jahre an den Menschen vorübergezogen, und die Generation,

*) Jetzt Walzer und Cotillon.

**) Geschrieben an Rahel von Alexander Marwitz 1812.

welche während ihnen heranwuchs, ist wenig besser; denn wo findet man junge Männer, mit denen man eine Stunde lang reden könnte, ohne Erbärmlichkeiten berühren zu müssen?

27. November.

Ich sehe durchaus nichts vernunftwidriges darin, daß zwei Menschen sich inniger lieben, als das Gebot allgemeiner Menschenliebe es vorschreibt, wenn ihnen auch die Umstände nie erlauben sollten, eine engere nicht — aber eheliche Verbindung einzugehen. Wohl aber müssen sie in solchem Falle Rücksichten beobachten, welche Convenienz und Sitten der Gesellschaft, von der umgeben sie leben, ihnen auflegen. Ein Verhältniß dieser Art muß daher in den Schleier undurchdringlichen Geheimnisses gehüllt sein, nicht als ob es überhaupt das Licht zu scheuen hätte, son-

dern weil es in der Natur der Liebe liegt, sich den rohen frechen Blicken der Menge zu entziehen. Dies ist der letzte Grund dafür, obwohl es leicht wäre, manche andere anzuführen, die aber am Ende doch nur als aus diesem abgeleitet sich erweissen würden. Da ferner der Zweck eines solchen Verhältnisses nicht der ist, welcher der Ehe als solcher zu Grunde liegt, so versteht es sich von selbst, daß alle jene Handlungen, deren naturgemäße Folgen bei unserer jetzigen sozialen Verfassung, welche wir noch nicht im Stande sind, zu ändern, so mangelhaft sie auch sein mag, der wir uns daher fügen müssen, nur in der Ehe ihre vernünftige Entwicklung finden können, es versteht sich von selbst, sage ich, daß alle diese Handlungen von ihm fern bleiben müssen, so schwer der Kampf auch sein mag. Nur dann, wenn diese zwei Bedingungen beobachtet werden, ist ein solches Verhältniß für diejenigen,

welche es an einander kettet, die nie versiegende Quelle der reinsten, und so weit es ihre Menschlichkeit gestattet, unvergänglichsten Genüsse, Genüsse, von deren zauberischem Reiz der bloße Sinnenmensch sich keine Vorstellung machen kann. Und wenn die Sonne, deren heiße Strahlen der üppigen Jugendkraft reiche Blüthen und Früchte entlockten, schon längst erkaltet ist, wird von einer reinern Sonne entzündet, auf dem Altare zweier Herzen eine Flamme glühen, deren sanftes Licht den Schein milder Verklärung auf die Herbstlandschaft ihres Lebens wirft, und dort noch Blumen hervorsprossen macht, wo sonst Schnee und Eis die öden Fluren deckt. — Darum „Geheimniß und Reinheit.“

Ich schließe diese Bemerkungen mit einigen Worten Jean Pauls: Trunkner Mensch, du bleibst es nicht, sondern wirst nüchtern, wenn du deine Geliebte nicht suchst und liebst, wie die

Tugend, die keinen Körper annimmt, wenn nicht Blicke deine Worte und Wünsche bleiben, da doch die Hyazinthe der Liebe so leicht blühend über dem Blumenglase, das zwei Thränen füllen, schwebt! — Unbesonnener, der du nicht weißt, daß die reine Liebe gleich dem Gletscherwasser, am besten genossen wird, ehe sie die Erde berührt, nnd daß unsere höchsten Empfindungen den Paradiesvögeln gleich sind, die sich selten mehr vom Boden erheben, sobald sie auf ihn gesunken sind!

13. Dezember.

Ruhe und Vergessen gebt mir, möchte ich mit Manfred zu den Geistern rufen, aber sie hören uns nicht, sich wenig kümmernd um den Schmerz, unter dem sich die Menschenwürmer krümmen, sie hören uns nicht und der Himmel bleibt kalt,

wenn die Flammen, die er entzündet, denen er Stoff gab, prasselnd über uns zusammenschlagen — sinkt doch nur ein zuckendes Herz mehr auf den großen Todtenhügel der Vergangenheit!

30. Dezember.

— — — Diese Vergänglichkeit, so viel sie auch tröstendes hat, trägt für mich den Charakter gespenstischer Furchtbarkeit; und die Gewißheit, daß auch wir mit allen unsern Hoffnungen, Träumen, Freuden und Schmerzen, mit all' den kühnen Aufflügen unsers stolzen Geistes, zermalmt und zu Staub werden unter den gigantischen Tritten der über uns hinschreitenden Zeit — diese Gewißheit ist erschütternd!

Darum klammern wir uns an das, was wir unsere Gegenwart nennen, klammern wir uns an den chimärischen, unstäten ewig wechselnden

Scheidepunkt zwischen dem, was war und sein wird, betrügen wir uns selbst mit Erinnerungen an Freuden, die wir nie genossen, mit Hoffnungen auf Freuden, die wir nie genießen werden, klammern wir uns an jedes Brett, das uns auf dem Strome der Zeit, wenn auch nur auf Momente, über den Wogen erhalten kann, und wenn der rauhe Weg, den wir hier wandeln, uns mit Bitterkeit erfüllt, dann möge unsern Muth ein Blick auf jene Stunde beleben, die uns gewiß eine Ewigkeit und wäre es eine der Vernichtung bringt. Rollen wir also den Stein des Sisyphus, bis er endlich einmal auf unser Haupt zurückfällt und ein Dasein zerstört, das so himmlisch sein könnte, wenn es eben keinen Teufel gäbe. Und dieser Teufel, streckt er nicht gerade dort seine Hörner am weitesten hervor, hört man nicht gerade dort seine dämonischen Einflüsterungen am lautesten, wo nur Cherubim

ihre Schwingen entfalten, ihre Hymnen anstimmen sollten? Welches Gefühl quält uns furchtbarer, als dasjenige, welches seiner Natur nach nur Freude athmen sollte — welches ist erhabener und gemeiner, und was ist der Zweck eines Triebes, der uns für seinen Gegenstand alles, Alles aufopfern heißt? Frommen uns die Schranken, welche die Priester mit ihren Moralsystemen zogen, oder haben auch jene Recht, die in den Menschen nur Affen sehen, die sich civilisirt haben, Affen von Distinktion?

Aphorismen.

Die Vornehmen sind doch eine ganz eigene Race. Die guten Eigenschaften, welche andere Leute hie und da besitzen, scheinen bei ihnen nur

in Anfängen vorhanden zu sein, zarte Keimblätter, überwuchert vom Unkraute der Selbstsucht und des Hochmuthes.

Der Tod beleuchtet wie die untergehende Sonne die Gegenstände unserer Sehnsucht einmal noch mit allem Zauberglanz, ehe er sie in die Nacht versenkt.

Nur die Natur und die Erinnerung bieten uns Großes.

Im Lebenstheater sind die Decorationen das schönste.

Oft braucht man, um einen wünschenswerthen Zustand herbeizuführen, ihn nur als schon bestehend zu betrachten und darnach zu handeln.

Man sagt oft, man solle die Menschen nicht nach sich beurtheilen; ich aber glaube, das eigene Ich sei doch ein besserer Maßstab, als allgemeine Vernunftgrundsätze, indem die Menschen viel zu sehr von diesen abweichen, aber unter einander sehr ähnlich sind.

Viele Menschen halten ihre Meinung blos deßwegen für die wahre, weil sie die ihrige ist.

Es gibt so viele Menschen, die durchaus keinen Widerspruch ertragen können und doch geben sie zu, daß eine Meinungseinförmigkeit nicht wünschenswerth sei.

Wenn doch die Leute, welche so gerne von sich reden, bedenken würden, wie lästig dies Andern ist, die es auch thun möchten.

Man vermeide in der Gesellschaft jene Art zu reden, welche auf jedes Wort Accent legt, jene Ueberschwänglichkeit der Empfindung, durch deren Ausdruck man Andere vielleicht auf kurze Zeit einnimmt, aber desto gewisser bald abspannt. Kälte und Bestimmtheit sichern allmählige, allein

dauernde Anerkennung, und der Enthusiasmus ist eine Perle, welche man in der Brust bewahren, aber nicht wie Scheidemünze ausgeben soll.

Was wir Nachgiebigkeit nennen, ist oft nur Feigheit.

Literarisches.

„Krickels Fußreise durch den größten Theil der österreichischen Staaten.“ Wie man mit solcher Bornirtheit reisen kann, ist nicht schwer zu begreifen, wohl aber, wie man es wagen kann, wenn man schon durchaus die Reise beschrieben haben will, derlei auch noch herauszugeben. Aus unzähligen ähnlichen Stellen nur eine:

„Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß Ungarn und Siebenbürgen hinsichtlich der Wissenschaften gegen andere Länder etwas zurück sei. So sehr auch mancher von Adel von größeren Städten entfernt ist, so blüht doch ein Pindar, Aristoteles und Plato unter ihnen.“

Uebrigens ist der Verfasser ein großer Patriot, der immer bis zu Thränen gerührt wird, wenn

man irgendwo das Namens- oder Geburtsfest des Kaisers feiert. Der Verfasser hätte sein Manuscript unter Freunden circuliren und es dabei bewenden lassen sollen. Doch ist das Buch an einigen Stellen sehr ergötzlich zu lesen, womit es dieselbe Bewandtniß hat, wie mit dem „Lachstoff" des Redakteurs einer gewissen Provinzalzeitung, der wohl zum Lachen, aber nur zum Auslachen des Redakteurs reizt.

Ich merkte mir als Beitrag zu einem künftigen Idiotikon deutscher Sprache folgende Proben siebenbürgisch deutschen Dialektes an:

En Zonteg hott onza klona Pfarra en de Kiach gepredegt, bi onza Hargct ez en Himl gegratslt. *)

---

*) Am Sonntag hat unser kleiner Pfarrer in der Kirche gepredigt, wie unser Herrgott in den Himmel gefahren ist.

Hog Fota! hop tasz bajta gehȯat, gept ma doch a Krȯpl hea. *)

Pi ich foageztan met mein Fota am Joamak boa, ho ich gezen, bi sich tzbe polaketsche Gude geraft hom. **)

Eine sehr interessante Persönlichkeit war der Freiherr Franz Paul von Herbert, ein Freund von Schiller, Baggesen, Erhard, Novalis u. a. m., in deren Briefwechsel Denkwürdigkeiten und Lebensschilderungen sich manches von ihm und über ihn findet. Sein Leben, über welches freilich ein

*) Hört Vater! habt ihr's ja gehört, gebt mir einen Krapfen her.

**) Wie ich vorgestern mit meinem Vater auf dem Jahrmarkt war, hab' ich gesehen, wie sich zwei polnische Juden gerauft haben.

freiwilliger Tod trübere Färbung verbreiten muß, verdiente einen tüchtigen Biographen, dem der vorhandene Quellenschatz zugänglich und jene Pietät eigen sein müßte, welche dem Andenken eines großen Unglücklichen gebührt. Es ließe sich ein höchst anziehendes Bild des Treibens entwerfen, wie es sich durch und um Herbert gestaltete, und an einem dem eigentlichen Schauplatz großer Weltereignisse so fernen Orte kaum gesucht worden wäre. Auch die aus Erhard's Briefwechsel bekannte Elisa (Gattin des verstorbenen, durch seine landwirthschaftliche Thätigkeit ausgezeichneten Söllner) müßte besonders berücksichtigt werden. Herbert gehörte zu jenen Geistern, die sich mit dem Leben, wie es ist, nie vertragen lernen, weil sie sich mit zu großer Vorliebe mit dem Leben, wie es sein soll, beschäftigen, Geister, an denen das Jahrhundert, welches die kritische Philosophie und die Revolution hervor=

brachte, so reich war. Er war genial, und was mehr als dieses, seine Diners waren die besten, sein Haus für Geistvolle, Einheimische und Fremde der angenehmste Sammelplatz, er selbst aber im Hause beinahe unerträglich, wovon wohl seine körperlichen Schmerzen — er litt an der Gicht — die Hauptursache gewesen sein mögen. Um sich Ruhe zu verschaffen, gewöhnte er sich an Opium, von dem er bis 36 Gran ohne Wirkung zu sich nahm. Seine Liebesverhältnisse fingen alle sehr platonisch an und endigten mit — Kindern. In einem ihm befreundeten Hause befand sich eine zwar recht hübsche, aber übrigens nicht sehr geistvolle Magd, nach deren Tode er sich durchaus erschießen wollte. Seine Frau war einfach, gutmüthig; er selbst verglich sie mit einem Schuster, weil sie, wie dieser auf seinem Stuhle, so immer auf einer Idee sitzen bleibe. Seine Schwester Marie, durch Geistes- und Körperschönheit gleich

ausgezeichnet, lebte lange Zeit in K*, wo sie unter ihrem Bette einen Sarg und neben jenem stets eine geladene Pistole hatte. Sie kaufte sich später ein Gut in der Nähe K*s und lebte dort heiter, bis die Familienkrankheit, zu der sich ein tiefes Weh des Herzens gesellte, auch ihr das vorzüglichste Motiv eines wahrscheinlich freiwilligen Todes wurde. Beinahe während vier diesem vorangehenden Wochen soll sie vor Schmerz, den selbst Opium nicht betäuben konnte, kein Auge geschlossen und endlich völlig erdfahl ausgesehen haben.

Man sagt, Herbert sei wohl zwölf Jahre lang mit dem Gedanken umgegangen, sich zu tödten, und habe die letzten dreißig Tage mit Strichen an der Thüre angemerkt, von denen er jeden Abend einen auslöschte, bis die entscheidende Stunde gekommen war.

Eines der bedauernswürdigsten Opfer unserer gütigen Mutter, der heiligen römischen Kirche, von ihr „**quam clementissime**“ dem Feuertode überliefert (**1600**), ist Giordano Bruno aus Nola, Exdominikaner und Verfasser einer zahlreichen Reihe von theils noch nicht herausgegebenen, theils verlornen philosophischen Schriften in lateinischer und italienischer Sprache. *) Ich kann nur nicht begreifen, wie er so unklug sein konnte, nach Venedig zu gehen, um dort von der h. Inquisition gefangen zu werden. Hätte er sich nur ein bischen weniger um das, was über ihm, und etwas mehr um das, was neben und unter ihm war, bekümmert, so würde er leicht das Vergnügen haben entbehren können,

*) Gfrörer und Ad. Wagner haben sich der Herausgabe seiner Werke unterzogen.

dem tonsurirten Pöbel aller Grade zum Schauspiel zu dienen.

Christian Dietrich Grabbe, geboren zu Detmold 1801, gestorben am 12. September 1836 ebendort. Sein Nekrolog, im 4. und 5. Februar der allgemeinen Zeitung erweckte in mir von neuem Theilnahme an dem Charakter und den Werken *) dieses seltsamen, großartigen Geistes, der unter uns, freilich in einem geistigen Schlaraffenlande noch so gut wie unbekannt, einer der beachtenswerthesten, weil wie genialsten so regel-

*) Herzog Theodor von Gothland, Nannette und Marie, Marius und Sulla, über Shakespearomanie, Scherz, Satyre und Ironie, Don Juan und Faust, Friedrich der Rothbart, Heinrich VI., Napoleon oder die 100 Tage, Theater in Düsseldorf, Hannibal, Hermansschlacht, Cid.

losesten Dichter ist, eine jener räthselhaften Erscheinungen an dem Himmel der Poesie, die von Zeit zu Zeit dort auftauchen wie Nordlichter, glänzend, funkensprühend, — aber plötzlich verlöschen, als wären sie nicht da, um zu leuchten und zu wärmen, sondern nur auf Augenblicke die Nacht zu erhellen, oder besser, die Finsterniß zu zeigen, welche die Erde unter ihnen deckt.

„Der Dichtkunst Flamm' ist allezeit ein Fluch."

Ich kann mich nicht erinnern, seit langer Zeit von einem Todesfall so schmerzlich berührt worden zu sein, wie von dem Ludwig Börne's, welcher am 12. Februar 1837 in Paris sein bewegtes Leben endete, nachdem er noch kurz vorher seinen „Menzel, der Franzosenfresser" über den Rhein geschleudert, sein politisches Testament,

in welchem der gerechte Unwille über ein gewisses Treiben kräftigst aufflammte. Er war ein Deutscher und ein Jude, Gründe genug, um erst verhöhnt, dann verfolgt zu werden, und in der Verbannung sterben zu müssen. Aber ich sehe die Zeit kommen, wo man dem **Juif de Francfort** in seiner Vaterstadt ein Denkmal setzen wird. — — — Ich las seinen Tod zu gleicher Zeit beinahe mit dem „des schwarzen Falken" eines berühmten Indianerhäuptlings, des Schreckens der blassen Gesichter. Börne war auch so ein Falke und hat manchen fürstlichen Geier gerupft, mancher literarischen Nachteule das Handwerk gelegt.

Bilder und Träume aus Wien. Leipzig 1836. 2 Theile. Eine der besten Schriften, die ich je über Wien und Oesterreich las. Die Form erinnert an M. und H., eine liebliche Hülle neuer, pikanter und wahrer Gedanken. Ich führe jedoch, um unpartheiisch zu sein, das Urtheil eines Oesterreichers an, der durch Stellung, Geist und Kenntnisse den höchsten Reihen der Gesellschaft angehört:

— — — Obschon ich die erwähnte Schrift ebenfalls mit großem Vergnügen gelesen, und manche Schilderung darin anziehend und wahr gefunden habe, so muß ich doch gestehen, daß mir der Charakter des Ganzen zu oberflächlich, burschikos und zu wenig männlich war, als daß es mich hätte ganz befriedigen können. Ich glaube schon einmal nicht, daß die Schilderungen, welche den Titel: die Wiener und die Wienerinnen führen, wahr sind; denn obschon ich zu wenig

unter ihnen geweilt habe, um ein richtiges Urtheil fällen zu können, so habe ich doch eine bessere Meinung von ihnen als Gl*, welcher dieser Artikel wegen auch genug auszustehen hatte, da man ihm nachwies, daß er in keines der bessern Häuser hier gekommen sei, mit keinem hiesigen Literaten oder Gelehrten Umgang gepflogen habe. Und sollen die Artikel: der Gang durch St. Stephan, der Kahlenberg, die Dame im Bade u. s. w. bezeichnend für die Wienerinnen sein? oder sind sie es nicht vielmehr für den Schreiber? auch würde ich mich schämen, derlei Dinge, wie er sie in dem Abschnitte: Prater, anführt, zu Markte zu tragen, wenn sie auch wahr wären. Ich habe mich aber häufig im Wurstelprater, auch im Elisium und Annakeller umhergetrieben, weil es mir interessant war, das Volk auch da zu beobachten, und habe immer das gesunde, unverdorbene, österreichische Völkchen gefunden, und nir-

gends Ausbrüche von Rohheit und faunischer Lust wahrgenommen. Das Volk gibt sich hier freilich rücksichtslos dem Zuge des Herzens und seinen Trieben hin, aber ich glaube nicht, daß es irgendwo anders dabei doch so unschuldig und kerngesund ist. London, Paris, Neapel stehen weit zurück, und ich meine, ein Wiener würde in Wien nicht gelernt haben, die Dinge in Berlin so zu schildern, wenn sie auch noch weit schlimmer wären. Sehr richtig aber ist seine Ansicht über das Wiener Theater, welches der Censur oder der hohen Protektion wenig Ehre macht, von welcher jene gerade da gehemmt wird, wo ich sie allein wirken ließe. Seine Träume sind sehr poetisch, besonders der von dem schlummernden Volke und dem großen Manne, der es in Schlaf wiegt u. s. w.

„Der letzte Ritter.“ Der Max der Geschichte ist er nicht, aber darum nur ein desto schöneres Bild in dem Rahmen einer blühenden, reinen und edlen Sprache. Man sagt, der Verfasser werde sich jetzt vermählen. Wenn die Früchte dem Stamm entsprechen, so wünsche ich ihm den Vatersegen Jakobs. — Der Name Auersperg und die Dichtungen Grüns bilden einen der interessantesten Kontraste neuerer Zeit: möchten recht viele nachfolgen, denn Oesterreich bedarf ihrer!

Ich hatte neulich mit der Philisterhaftigkeit eines Mannes und der Vorliebe einer Frau zu kämpfen. So sehr ich sonst derlei Diskussionen vermeide, weil sie zu nichts führen, und am liebsten mit Göthe's: die Welt soll froh sein, daß sie ein paar solche Kerls hat, zurückweisen

möchte, so war es mir doch unmöglich, einer direkt ausgesprochenen Aufforderung auszuweichen. Allein es kam, wie ich vorausgesehen hatte; ich war der hochweise Ritter aus der Mancha, der mit Windmühlen kämpft, und die Leute hatten gewiß am Ende eine weit schlechtere Meinung von mir als anfangs, was gewöhnlich der Fall ist, wenn man das Unglück hat, nicht ihrer Meinung zu sein, und die Albernheit, dies auch zu äußern. Ich schalte, anstatt den Kampf zu silhouettiren, lieber eine Stelle aus einem Briefe Bettina's an Göthe ein:

„Ich gedenke hier Deiner und Schiller's; die Welt sieht Euch an wie zwei Brüder auf einem Throne, er hat so viel Anhänger wie Du; sie wissen's nicht, daß sie durch den einen vom andern berührt werden; ich aber bin dessen gewiß. — Ich war auch einmal ungerecht gegen Schiller, und glaubte, weil ich Dich liebe, ich

dürfe seiner nicht achten; aber nachdem ich Dich gesehen hatte, und nachdem seine Asche als letztes Heiligthum seinen Freunden als Vermächtniß hinterblieb, da bin ich in mich gegangen; ich fühlte wohl, das Geschrei der Raben über diesem heiligen Leichnam sei gleich dem ungerechten Urtheil. Weißt Du, was Du mir gesagt hast, wie wir uns zum erstenmal sahen? — Ich will Dir's hier zum Denkstein hinsetzen Deines innersten Gewissens, Du sagtest: Ich denke jetzt an Schiller, indem sah'st Du mich an und seufztest tief, da sprach ich drein und wollte Dir sagen, wie ich ihm nicht anhinge, Du sagtest abermals: ich wollte, er wär' jetzt hier. — Sie würden anders fühlen, kein Mensch konnte seiner Güte widerstehen, wenn man ihn nicht so recht achtet und so ergiebig, so war's, weil sein Geist einströmte in alles Leben seiner Zeit, und weil jeder durch ihn genährt und gepflegt war, und

seine Mängel ergänzt. So war er Andern, so war er mir des Meisten, und sein Verlust wird sich nicht ersetzen.“ Damals schrieb ich Deine Worte auf, nicht um sie als merkwürdiges Urtheil von Dir Andern mitzutheilen; — nein, sondern weil ich mich beschämt fühlte. Diese Worte haben mir wohlgethan; sie haben mich belehrt, und oft, wenn ich im Begriff war, über einen den Stab zu brechen, so fiel mir's ein, wie Du damals in Deiner milden Gerechtigkeit den Stab über meinen Aberwitz gebrochen. Ich mußte in aufgeregter Eifersucht doch anerkennen, ich sei nichts. „Man berührt nichts umsonst, sagtest Du, diese langjährige Verbindung, dieser ernste tiefe Verkehr, der ist ein Theil meiner selbst geworden; und wenn ich jetzt in's Theater komme und seh' nach seinem Platz und muß es glauben, daß er in dieser Welt nicht mehr da ist, daß diese Augen mich

nicht mehr suchen, dann verdrießt mich das Leben, und ich möchte auch lieber nicht mehr da sein."

„Eugen Aram." Psychologisch schön ist Aram's Charakter durchgeführt. Ein wissensdurstiger Jüngling, möchte er zum Höchsten der Wissenschaft auffliegen, und ihr Gebiet durcheilen. Doch das bleierne Gewicht der Armuth droht seine Flügel zur rauhen Erde niederzuschweren. Die Menschheit will er aufhellen, die Armuth will ihn umnachten. Da begegnet ihm das niedrige, gemeine, tief hassens- und verachtenswerthe, doch mit Glücksgütern überhäufte Verbrechen. Er vergleicht. Da zeigt es sich, wohin uns der klügelnde Verstand oft führt. Er macht uns vergessen, daß ein Höherer über uns waltet. Was ein Verbrechen ist, erscheint ihm als eine Hand-

lung der Gerechtigkeit. Es war Gerechtigkeit, doch nicht in seiner Hand. Wir sollen uns nie berufen glauben, das Amt der strafenden Vorsehung vollziehen zu dürfen und in ihr Wirken eingreifen wollen. Den vollbrachten Mord sieht er nun (ist dies doch jederzeit der Fall) aus einem andern, immer noch falschen Gesichtspunkte an. Er glaubt bloß nicht klug gehandelt zu haben. Die Menschheit dünkt ihm Feindin, weil er ihre Gesetze verletzte, sie aufklären zu wollen, erscheint ihm jetzt ein undankbares Bemühen. Wie anders vor der That, wo er sich doch dieselben Einwürfe machen konnte. So versucht er sich in Sophismen einzuhüllen, doch umsonst! Das Gewissen erwacht, daher seine Abneigung, die rechte Hand als Pfand des Vertrauens darzureichen. Die Liebe konnte, durfte ihn nicht glücklich machen, er dachte nicht an die Vergeltung. Bis zur letzten Stunde hielt ihn Irrthum

befangen, indem er Menschenrache nennt, was das Gesetz, Gottes Gesetz fordert. Er büßte schwer für einen Irrthum, schwer dafür, seinen Geist einseitig ausgebildet zu haben; denn was wir an ihm vermissen, was er wenig beachtete, war die Richtung nach oben — Religion, und darum wurde er Verbrecher.

Unter allen Liebesgedichten hat mich keines mehr gerührt, als das folgende von Luise Brachmann:

Tausendmal wünschte ich schon, ihn nimmer gesehen zu haben.
Wünschte die Ruhe zurück, die ich durch ihn nur verlor;
Ach und doch, böte mir einer der Götter ein ruhiges Leben
Um Vergessen: mein Herz wählte sein Bild um den Tod.

Nach dem Erscheinen der paroles d'un croyant sagte ein geistreicher Franzose: Mr. l'abbé de La Mennais voudroit bien faire le pape chef de la revolution et la sainte vierge patronne d'elle.

Die erste Regel für einen Schriftsteller ist dieselbe, welche für die Conversation gilt: Nur nicht langweilig!

„Julian, der Apostat" könnte der Titel eines Trauerspieles sein, in dem man „the decline and the fall" des Heidenthums malte, gegenüber der beginnenden Herrschaft des Christenthums.

„Gedichte König Ludwig's von Baiern." Ich glaube, daß die Dichter vor allem Menschen

sein müssen (man verstehe mich wohl) und die Könige — wann sind sie Menschen?

Von einem schlecht übersetzten Buche sagte jemand, man habe es aus einer Sprache heraus-, aber in keine andere hineingesetzt.

Von dem Werke des Cardinals Sfondrati „de praedestinatione“ sagte man „que s'il avait commencé son ouvrage par la séconde partie, il se serait épargné la peine de composer la première.“ Auf wie viele neue Werke ließe sich dieses anwenden!

Seit einiger Zeit erscheinen von W* in der ** Zeitschrift Aufsätze kritischen und beschreibenden Inhaltes. Gewisse Leute besitzen eine eigene Kunst langweilig zu sein; man könnte ihre Pro=

dukte eben so gut von rückwärts zu lesen anfangen; und ihnen gilt der gute Rath, lieber gar nicht zu schreiben, damit man sie nicht zu lesen braucht. W* wird einer von ihnen werden, wenn er auf diese Art fortfährt: er geht noch dazu immer auf Stelzen und kommt mir so vor, als mache er stets einige Stunden geistige Toilette, ehe er sich hinsetzt, um eine Seite für den Druck zu schreiben. Die Kunst besteht nicht darin, alles, was man denkt und fühlt, mit endloser Breite sich hundertmal wiederholend zu sagen; wer fein andeutet und Gedanken weckt, ist Künstler.

Nach dem Fragment „Bilder und Träume aus Wien" wird eingeschaltet:

„Bildnisse aus Rahels Umgang und Briefwechsel." Ein Buch, wie ich deren ganze Bibliotheken lesen könnte. Vorzüglich interessante Cha-

raktere sind Marwitz und Gentz. Diesem sieht man an manchen Stellen seiner Briefe den Emporkömmling an. Rührend ist die Schilderung seines Verhältnisses zu Fanny Elßler. Welch' ein reicher Geist mußte Gentz sein, der nach so vielen Ausgaben mehr als sechzigjährigen Lebens noch genug übrig behielt, um von neuem Jüngling zu werden, ohne sich lächerlich zu machen! Gentz mit Heine sympathisirend, von ihm dominirt — prächtiges Sujet zu einer modernen Gemme. — Was sein politisches Leben betrifft, so glaube ich, daß er das Bestehende nur darum so gewandt vertheidigte, weil es ihm Geld eintrug. Hätten ihm auf der Gegenseite lockendere Aussichten gewinkt, so wäre es ihm eine Kleinigkeit gewesen, Platz zu wechseln. Geld ist gegenwärtig der legitimste Souverain der Welt und seine Anhänger wenigstens die Klügsten.

Politica.

Ein großer Theil der Uebel, an denen die Welt jetzt krank liegt, könnte gehoben werden, wenn die nach den Grundsätzen des Naturrechtes ohnehin nicht erweisbare Gültigkeit des Erbrechtes auch durch das positive Gesetz mindestens stark beschränkt würde. Man könnte den noch unerzogenen oder bedürftigen Familiengliedern oder Verwandten des Verstorbenen aus seiner Hinterlassenschaft vorzugsweise Summen anweisen, das übrige aber einziehen und zu gleichmäßiger Vertheilung und angemessenen Verwendung bestimmen. Dann würden jene unnatürlichen Anhäufungen und Entblößungen von Vermögen nicht statt finden, welche über kurz oder lang einen

Krieg der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden herbeiführen müssen. Man streitet so viel gegen Erbadel und erbliche Gesetzgeber, warum nicht auch gegen erblichen Reichthum?

Einige junge Adelige klagen über die Schwierigkeit des Fortkommens in Staatsdiensten und meinen, eigentlich solle der Eintritt in diese nur dem Adel gestattet, oder wenigstens Bürgerlichen noch mehr erschwert werden. Der Bauer möge beim Pflug und der Bürger beim Handwerk bleiben. Wahrscheinlich sind sie in ihren historischen Studien bei dem ägyptischen und hindostanischen Kastenwesen stehen geblieben, und mögen vielleicht auch die Verordnung des verstorbenen Churfürsten von Hessen gelesen haben.

So singt die junge Brut, was man ihr ab ovo vorgepfiffen und hält sich für ein höheres

Geschlecht, weil der Papa des Papa's schon Freiherr und weiß der Himmel was noch gewesen. Auf Besserung dieser Menschen zu hoffen ist Thorheit.

Andere geben zwar die Ungerechtigkeit der Privilegien des Adels zu, wollen aber wenigstens seine Titel ihren jetzigen Besitzern gerettet wissen und behaupten, der Adel würde, wie es nach ihnen auch jetzt der Fall sei, die gebildete Minorität von dem ungebildeten Plebs unterscheiden, so daß, wer adelig, schon **a priori** für gebildet zu halten wäre. Sie stützen ihre Meinung auch darauf, daß der Adel mehr Mittel zur Bildung in Händen habe, ohne darauf eingehen zu wollen, daß nach dem Falle der Privilegien jene Allen gleich zugänglich sein würden. Glauben doch diese Leute, der Adel sei ein Stempel, von Gott seinen Günstlingen aufgedrückt, um sie als echte Fabrikswaare von der nachge-

machten unprobehaltigen zu unterscheiden. Ja er ist ein Stempel, aber einer, den die Despotie erfand, um ihre Sclaven zu bezeichnen und zu belohnen, weil sie wohl wußte, daß derjenige, welcher so viele Vortheile seiner Existenz einer Ungerechtigkeit verdankt, immer bereit sein wird, andere Ungerechtigkeiten zu vertheidigen. — Wenn ich mir den beschränkten Dünkel dieser Leute, die nichts vergessen und nichts gelernt haben, nach so vielen Erfahrungen ansehe, so kann ich mir den durch Ausschweifungen aller Art eines sich sicher glaubenden Uebermuthes gereizten Fanatismus der Revolution sehr wohl erklären.

Ich glaube, daß die Menschen überhaupt dieselben bleiben. Mag der Vulkan ausbrechen, und tausende unter Lava und Trümmern begraben, — kaum ist der Sturm vorüber, so kommen sie wieder, bauen sich an, und Resina steht auf Herkulanum, bis einmal der ganze Ball in

den Rachen irgend eines im Weltenozeane herum-schwimmenden Ungethüms geräth, der ihn ruhig verdaut, mit all' seinem Elende und seiner Thorheit!

Wenn ich so das Treiben in Oesterreich betrachte, gebe ich fast alle Hoffnung auf, außer es gefällt der obersten Weltbehörde, uns einen tüchtigen, das Oberste zu unterst kehrenden Krieg oder einige Regenten wie Joseph II., aber nicht ganz so wie diesen, zu schicken. In einem aus so vielen einander anfeindenden, an Sprache, Sitten und Bedürfnissen ganz verschiedenen Völkerschaften conglommerirten Reiche ist an ein Revolutionniren von unten nicht zu denken, der Impuls muß von oben kommen, energisch, dauernd und in der rechten Richtung. Joseph hatte viel guten Willen, allein seine Kraft brach;

er hatte im ganzen richtige Ansichten, aber er war sich ihrer Prinzipien nicht deutlich bewußt oder scheute doch wenigstens vor allen Consequenzen dieser zurück. Daher das schwankende seiner Maßregeln, welches zugleich seinen Gegnern den Muth einflößte, ihm offenen und geheimen Widerstand zu leisten und so schnell eine Reaktion herbeizuführen, die als natürliche Folge des raschen Ueberganges *) von Maria Theresia zu Joseph jedenfalls kommen mußte. Man nehme

*) Um die Folgen desselben zu bezeichnen, scheint mir folgendes charakteristisch. Während den letzten Regierungsjahren der Kaiserin trug mein Vater sogenannte Franciscicapuliere und Gürtel auf dem blosen Leibe, hatte in jeder Tasche wenigstens ein Amulett, und war bei vier oder fünf Bruderschaften eingeschrieben. Einige Zeit darauf, nach Joseph's Regierungsantritt, aß er an Fasttagen im Gasthause „Würstel," um, ein 15jähriger Bursche, aufgeklärt zu scheinen!

nur seine bekannte Entscheidung über den Cölibat. Er wollte den Klerus menschlich, bürgerlich machen, seine Macht als die eines Staates im Staate brechen, ihn zugleich vom römischen Hofe ablösen und erklärte das einzige dazu passende Mittel, die Aufhebung des Cölibates für eine Maßregel, deren Beantrager man in's Tollhaus sperren müsse!

Natura non agit per saltum. Wenn man von einem Holzapfelbaum edle Früchte haben will, muß man ein solches Reis darauf pfropfen. Dieses wächst, grünt und blüht, aber viel Zeit vergeht, bis es Früchte bringt: aber es bringt sie gewiß, nur muß man nichts übereilen und sich gefallen lassen, daß erst späte Nachkommen sie genießen. So düngt das Blut der Revolutionen die Felder, aber die gold'nen Halme mäht ein fernes Geschlecht, welches nicht ahnt, daß jedes Korn eine Thräne oder einen Blutstropfen kostet.

Auch Oesterreich wird noch eine lange Reihe von Prüfungen durchgehen müssen, bis endlich die Monaden, aus denen es wie Göthe's Mensch besteht, entweder in ihre uranfängliche Verbindung zurückkehren oder sich von neuem fest und für immer vereinigen. Welches von beiden geschieht, birgt der Schleier der Zukunft; beides hat seine Chancen. Allein ob wir in Oesterreich etwas erleben, darüber können wir so wenig absprechen, als man im Jahre **1780** ahnen konnte, daß es einen **21.** Jänner **1793** und einen Robespierre geben werde.

— — — Als ich bemerkte, daß die zweite Kammer der badischen Ständeversammlung den Wunsch der Einführung mündlichen und öffentlichen Verfahrens einstimmig ausgesprochen habe, ging das Gespräch bei ** auf juridische Gegen=

stände über. Der ** ist gegen die Geschwornengerichte, weil er das Recht zum Monopol einer Beamtenkaste macht, wobei mit dem gesunden Menschenverstande allein nicht viel auszurichten sei. Bei politischen Prozessen billigt er sie eher, in Oesterreich aber, wo z. B. im Sprengel des **schen Appellationsgerichtes seit 5 Jahren kein solcher vorgekommen, hält er sie jedenfalls für unnütz. Vor — Jahren gab jemand aus ** einen Artikel in eine ausländische Zeitung, worin er sich über den hohen auf — gelegten Zoll beklagte, der den Ruin dieser Industrie herbeiführe. Auf Veranstaltung des damaligen Gouverneurs Grafen von ** wurden seine Papiere in Beschlag genommen und ihm der Prozeß gemacht. ** behauptet ihn vertheidigt zu haben; indem er darstellte, der betreffende Paragraph passe nicht auf diesen Fall, da der Angeklagte die Wahrheit gesprochen, übrigens seine Klage

nicht an die Mitbürger gerichtet und nicht die Absicht gehabt habe, gegen die Regierung aufzureizen. Wenn aber jener Artikel doch publik geworden, so sei dies die Schuld des Gouverneurs, der das auswärtige Blatt circuliren lasse. Gleich darauf sei ein Dekret, welches den Beschwerden abhalf, erschienen, das, wie man vermuthete, durch englischen Einfluß (d. h. Guineen) mehr als neun Monate zurückgehalten worden war. Dieser Fall sollte beweisen, daß auch ohne Geschwornen ein politischer Prozeß billig entschieden werden könne. Die **Mémoires d'un prisonnier d'état au Spielberg, par Alexandre Andryane** *) waren noch nicht erschienen, um daraus auf die Art hinzuweisen, wie einer der wichtigsten politischen Prozesse neuerer Zeit geführt

*) Eine deutsche und italienische Bearbeitung dieses Buches wäre in vielfacher Rücksicht sehr wünschenswerth.

worden war und an Salvottis wird es nie fehlen. — Daß man einem angeklagten Verbrecher keinen Vertheidiger gebe, habe seinen guten Grund darin, weil man Provokation der Leidenschaften und das Spekuliren auf Gefühlserregung vermeiden wolle. Die Inkonsequenz des Gesetzes, welches bei Civilprozessen Advokaten fordert, entschuldigte ** durch die verwickelten Rechtsgrundsätze, die nicht mit denen der Moral identisch seien, was bei Verbrechen allerdings statt fände u. s. w. Aber das ist ja eben die Krankheit unserer Justiz, daß man vor Gesetzen und Commentaren dazu das Recht nicht sieht. Als ich bemerkte, daß die Inamovibilität der Richter doch einige Garantie für unpartheiische Rechtspflege biete, erklärte er dies auch für eine liberale Täuschung, indem sie ja doch promovibel wären und als solche geneigt, zu Gunsten der Staatsgewalt zu entscheiden; übrigens bekümmere man

sich wenig, ob der Fiskus einen Prozeß verliere oder gewinne. Den Einwurf, daß ja auch andere einflußreiche Personen Prozesse führten, bei denen die Unpartheilichkeit der Richter Gefahr liefe, beantwortete er dadurch, daß er darauf hinwies, wie man dies sehr gerne sähe, wenn solche Leute Prozesse führten, wie dies sehr selten geschehe u. s. w. Ich hätte zwar Beispiele vom Gegentheil anführen können, aber eine Krähe u. s. w.

Der Verfasser des „König's," des „Buches der Freiheit" u. s. w. gibt jetzt in Wien eine politisch-literarische Zeitschrift, den Adler, heraus. Mir schien es schon lange, daß er im Solde steht und seine Schriften bezweckten, den Liberalismus ekelhaft und verächtlich zu machen, indem er ihn auf die Spitze trieb, und die scheinbaren äußersten Konsequenzen desselben hervorhob. Be-

zeichnend war auch sein Urtheil über Joseph II., der wohl ein guter Gesetzgeber, aber herzlich schlechter Politiker gewesen sei, und Oesterreich's Aufgabe gänzlich verkannt habe. Wie mögen sich wohl Jarcke und Groß-Hoffinger vertragen? Ehrenwerthes Pärchen!

Die projektirte neue Constitution von Hannover ist ein Muster von Logik. Ein Artikel sagt, daß ohne Bewilligung der Stände die Steuern nicht erhoben, erhöht, oder vermindert werden können, und der nächste, daß jedoch die Stände nicht das Recht haben, die Steuern zu verweigern.

Auf einer Reise, die ich durch Tyrol machte, fand ich in einem Gasthofe folgende Verse unter

einem Kupferstiche, der Napoleon vorstellt, wie er von Merkur und Pallas vor die Richter der Unterwelt geführt wird:

A peine les ciseaux de la Parque ennemie
Ont ils tranché le fil de sa pénible vie,
Déja la rénomée à l'univers en pleurs,
Annonce que les Dieux terminent ses douleurs.

Et déja ce héros aborde au noir rivage,
Mercure l'introduit devant l'aréopage,
Pallas n'a point quitté son plus cher favori,
A son auguste aspecte Minos se lève-il dit:

„Dans ces champs fortunés habités par Achille,
„Marc Aurele, Augereau, Montebello*), Camille,
„Par Poniatowsky, par Titus, par Solon,
„Donnez le rang suprème au grand Napoléon."

*) Nicht der französische Gesandte in der Schweiz.

Bien qu'il rendit justesse au fils de la victoire
Il semble que Minos soit jaloux de sa gloire,
Charon reste immobile, étonné qu'un mortel
Commandait ce respect au séjour éternel.

In *** herrscht die Sitte, das Schuljahr mit Reden zu schließen, welche von den Schülern der obern Classen öffentlich vorgetragen werden. In einer solchen Rede, welche von dem Gange und den Fortschritten der Wissenschaften handelte, wurde auch des ungünstigen Einflusses erwähnt, welchen die Türken darauf ausgeübt hätten. Diese Stelle wurde von einem Censor gestrichen, weil die österreichische Regierung mit der türkischen gegenwärtig in freundschaftlichem Einvernehmen sei.

Kaum war der westphälische Friede geschlossen, so wurden schon auf selben folgende Verse gemacht:

Prospicitur modo, quod durabunt tempore longo
Foedera, nec patria pax cito diffugiet.

Rückwärts gelesen gaben sie den entgegengesetzten Sinn:

Diffugiet cito pax patria, nec foedera longo
Tempore durabunt, quod modo prospicitur.

Ob sich diese Verse nicht bald auf die h. Allianz werden anwenden lassen?

Welcker sagt in der allgemeinen encyclopädischen Uebersicht der Staatswissenschaften vor dem Rotteck'schen Staatslexikon, daß, wäre der Staat lediglich eine äußere Sicherungs- und Zwangs-

anstalt, der Tod für das Vaterland ein Widersinn sein würde. Man stirbt aber nicht für den Staat, sondern für das Vaterland.

In der Schlußerklärung der drei Höfe vom 14. Dezember 1822 (nach dem Congreß von Verona) heißt es unter andern rücksichtlich der griechischen Insurrektion: „Es konnte das Zusammentreffen der Umstände keinen Zweifel über die Gleichheit ihres Ursprungs (mit der spanischen und neapolitanischen) Raum lassen" — und weiter — „die Monarchen, entschlossen die Maxime der Rebellion, an welchem Orte und in welcher Gestalt sie sich auch zeigen möchte, zurückzuweisen, hätten sofort ihr einstimmiges Verdammungsurtheil darüber ausgesprochen." Das Staatsrecht der h. Allianz und das Kirchenrecht des Papstes mögen ungefähr gleich vernünftig sein.

Vers pour le portrait de Marat, par le citoyen Desprez-Valmont.

Peuples de l'univers vous devez votre extime
A ce martyr heureux de notre liberté:
Par ses assassins même il fut tant respecté,
Qu'ils n'ont pu l'approcher et consommer leur crime
Qu'en lui parlant d'humanité.

Le panthéon profané par Marat, par le citoyen Drobecq.

Dans le temple bâti par la reconnaissance,
Si l'apôtre sanglant des plus laches forfaits,
Si l'horrible Marat et le dieu qu'on encense,
La dure ingratitude, o deplorable France!
Sera pour la vertu le plus cher des bienfaits.
Les pénibles travaux, pères des grands succès,
N'étonnent point sa constance,
Non, la mâle vertu ne les craindra jamais:
Elle craindra la récompense.

Vers pour le portrait de Mr. de La Fayette, commandant-général de la garde nationale parisienne par Frémont.

La France en liberté, l'Amerique affranchie,
Aiment dans La Fayette un héros citoyen;
Boston, pour te sauver il prodigua sa vie!
Paris, à ton repos il immole sien!

Vers pour le portrait de Mr. de La Fayette, par Mr. Drobecq 1792.

Ce héros pâle et souriant
Dont tout Paris fut idolâtre,
La Fayette, guerrier prudent,
Dans les coulisses assez grand,
Fut bien petit sur lc théatre.

Bekanntlich wurde in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunders in Wien eine Verschwörung entdeckt, von deren Häuptern, dem Platzhauptmann Hebenstreit, Magistratsbeamten Brandstätten, Kaufmann Hackel und Professor Riedel (man sieht, sie hatte ihre Repräsentanten in allen Ständen) die drei ersten hingerichtet wurden. Beinahe gleichzeitig fällt die verunglückte Unternehmung des Prälaten Martinowicz und seiner Genossen Hajeoczi, Laczkowits, Graf Sigrai und Szentmariay. Eine unpartheiische, aus den Quellen geschöpfte Geschichte dieser beiden räthselhaften Reflexe der französischen Revolution würde vielleicht auf damalige Zustände ein neues Licht werfen.

Der Bürger-Kardinal Chiaramonti, Bischof von Imola, nachmaliger Papst Pius VII., hielt 1797 an seine Gemeinde eine Predigt, worin

unter andern die Worte vorkamen: Ja, meine geliebten Brüder! seid alle Christen, und ihr werdet vortreffliche Demokraten sein! — Ob er damals auch schon unfehlbar war? Man sieht wenigstens, er sympathisirte mit La Mennais.

Chiffresprache.

In Oesterreich kommt auf 376,471 Einwohner ein Journal, in Frankreich auf 74,418, in Nordamerika auf 11,600. Diese Zahlen mögen vielleicht nicht ganz genau sein, aber die Fehler gleichen sich unter einander aus.

Im Ostermeßkatalog 1837 werden für Oesterreich mit Ausschluß Wiens und Einschluß Ungarns 71 neue Bücher angezeigt und für Frankfurt am Main, si licet, parva componere magnis, 53.

Daß der Volkswitz in Oesterreich doch nicht so ganz harmlos sei, wie man ihn gewöhnlich glaubt, oder wie man ihn gerne hätte, zeigen folgende Couplets, die man vor einigen Jahren häufig hörte:

Larifari, sagt er,
Carbonari, sagt er,
Wer sich's denkt, sagt er,
Wird nicht g'henkt, sagt er,
Wer viel schreit, sagt er,
Ist nicht g'scheidt, sagt er,
Denn der Spielberg, sagt er,
Ist nicht weit.

Schim, schim, sagt er,
Schim, scham, sagt er,
Vier Finger, sagt er,
Und a Dam,*) sagt er,

*) Ein Daumen.

A Polizei, sagt er,
Naderer *) zwei, sagt er,
Leckt's mir den — sagt er,
Alle drei — — —

In Schönbrunn, sagt er,
Ist ein Aff, sagt er,
Hat a G'sicht, sagt er,
Wie a Pfaff, sagt er,
Frißt an Zucker, sagt er,
Trinkt an Wein, sagt er,
So an Aff, sagt er,
Möcht i sein.

Eine Sammlung der unzähligen Bonmots, welche bei Gelegenheit eines traurigen Familienereignisses der jüngsten Zeit in Umlauf waren, würde dies noch schlagender beweisen.

---

*) Sind aus den Spaziergängen eines Wienerpoeten bekannt.

Man wird sich wohl kaum verhehlen können, daß Oesterreich, ein Staat von **33** Millionen Einwohnern, gegen das übrige Deutschland in Bezug auf wissenschaftliche Kultur weit zurückstehe. Und welche ist die Ursache? Nebst dem Geiste der Regierung, in deren Interesse es liegt, den freien Flug des Geistes zu hemmen, oder wie Rotteck sehr richtig bemerkt, gegen die Ideen zu kämpfen, ist nach meiner Meinung der Grund der wissenschaftlichen Thatlosigkeit vorzüglich in dem Zustande des Schulwesens zu suchen. Ich beschränke mich auf die sogenannten gelehrten Schulen und spreche daher nicht von den Volks- oder wie man sie in Oesterreich heißt, deutschen Schulen. Diese sind zahlreich, gut organisirt, und der Lehrplan hat viele Vorzüge, wenn auch die bessere Einrichtung mancher Schulbücher zu wünschen wäre und der Einfluß der Geistlichen, denen das Gesetz die Leitung dersel-

ben in scientifischer, moralischer und religiöser Beziehung ausschließlich übergibt, auch hier etwas beschränkt, und den Lehrern mehr Spielraum gelassen werden sollte. Auf Erlernung der Anfangsgründe alles menschlichen Wissens werden 4—6 Jahre verwendet, und hat nun der Knabe die deutschen Schulen absolvirt, so wird im Familienrathe verhandelt, was ferners mit ihm zu machen sei. Sind die Aussichten und Verhältnisse nicht ganz niederschlagend, so geht der Beschluß wohl dahin, man müsse ihn studiren lassen. Darunter wird nun ganz und gar nicht verstanden, daß man die Absicht habe, den Knaben gelehrter, verständiger, besser machen zu lassen, was er ohnedies in den Schulen nicht in sehr hohem Grade werden kann: er soll blos so viel Zeugnisse erhalten, als nothwendig ist, um sich dann zur Theologie, Jurisprudenz oder Medizin wenden zu können. Er tritt nun zuvör-

derst in das Gymnasium ein, wenn er das gehörige Alter hat, denn Knaben unter **10** Jahren sind zu jung, über **14** zu alt, um die Vorhallen des Tempels der Wissenschaften, d. h. desjenigen, welcher in Oesterreich sich erhebt, zu betreten.

Das Gymnasium ist eine Anstalt, an welcher man durch sechs Jahre in der christkatholischen Religion unterrichtet wird, und nebenbei auch griechisch und latein, Geographie und Geschichte, Archäologie und Arithmetik lernen kann. Das wäre nun alles recht schön, wenn es nur auch wahr wäre. In der griechischen Sprache bringt man es kaum weiter als bis zum Lesen, und das Latein wird den Schülern durch immerwährendes Ausarbeiten von Pensen und Einlernen der Regeln so verhaßt, daß sie es als ein eigentliches Marterwerkzeug betrachten. Von dem, was man classisches Studium nennt, ist dabei keine Rede. Geographie ist in der ersten Classe ein

Conpendium mathematischer und astronomischer Definitionen, welche den Schülern jetzt noch unmöglich deutlich gemacht werden können und in den folgenden eine trockene Aufzählung statistischer Merkwürdigkeiten, Geschichte durchaus nur eine magere Nomenklatur von Regenten, Kriegen und Friedensschlüssen, wenn man auch die im letzten Jahre vorkommende alte Geographie und Geschichte ausnimmt. Archäologie wird vernachlässigt, und in der Arithmetik wird kaum mehr vorgetragen, als die vier Spezies, kurz soviel, als ein Knabe von mittelmäßigem Talent in drei Monaten leicht erlernen kann. Naturlehre und Naturgeschichte, zwei für die Jugend so interessante Fächer, machen nach dem jetzt in Kraft bestehenden Studienplan keinen Gegenstand des Unterrichtes mehr aus.

Damit beschäftigt man sich sechs Jahre lang, und auf daß Niemand früher gelehrt werde, ist

es verboten, die Prüfungen über all' diesen Kram in kürzerer Zeit zu machen.

Aus dem ist wohl leicht zu ersehen, wie es mit dem zweiten Grade der Vorbildung für Leben und Wissenschaft beschaffen sei, doch ebenso wenn nicht schlimmer sieht es bei der weitern Ausbildung aus. Man hat das Gymnasium absolvirt und tritt in die philosophischen Studien ein. Nun, die Benennung ist anmaßend genug, was aber ist hinter ihr? Sehr wenig. Die philosophischen Studien bestehen aus zwei Jahrgängen, in deren erstem Anthropologie, Logik, Metaphysik, Arithmetik, Geometrie, Philologie und Religionsphilosophie, im zweiten ditto Religionsphilosophie, Moralphilosophie, Naturlehre und Philologie als obligate Gegenstände vorgetragen werden. „Obligat" ist ein Kunstausdruck und bezeichnet die Vorlesungen, zu deren Besuch alle Studirenden verpflichtet sind. Diejenigen, welche Schulgeld (eine jährlich

dem Aerar zu entrichtende Summe von 18 Gulden Conventionsmünze) zahlen, erlangen dadurch das Recht, etwas unwissender zu sein als die Uebrigen und brauchen Welt- und Naturgeschichte nicht zu hören, zwei Wissenschaften, welche also nur wie Anhängsel betrachtet werden. Hierzu kommt noch die ebenfalls dem Privatfleiße überlassene Erziehungskunde *) Landwirthschaftslehre und auf Universitäten Aesthetik, Geschichte der Philosophie, österreichische Staatengeschichte, Diplomatik, hier und da auch die französische, italienische, englische und wohl auch eine slavische Sprache. Diese Vorlesungen sind die einzigen, welche gehalten werden, denn das Institut der

*) Es ist charakteristisch, daß der Besuch dieser Vorlesung nur den Studirenden der Theologie zur Pflicht gemacht ist.

Privatdozenten oder Lektoren findet sich in keiner Fakultät.

Das eben angeführte gäbe kein ganz erfreuliches Bild, doch darf man sich ja nicht vom ersten Eindruck einnehmen lassen, denn er täuscht, wenigstens hier.

Nimmt man auf die Anstellungsart der Lehrer Rücksicht, so können die Mängel dem unbefangenen Auge nicht entgehen. Bei der Besetzung der Lehrkanzeln nimmt man in der Regel nicht auf literarischen Ruf und Kenntnisse Bezug, sondern Protektionswesen von einer und Kriecherei auf der andern Seite sind die Hebel. Diejenigen, welche eine Lehrerstelle aspiriren, sind zwar gehalten, einen sogenannten Konkurs zu machen, d. h. einige ihnen vorgelegte Fragen schriftlich zu beantworten und einen mündlichen Vortrag zu halten, doch dadurch wird nichts bezweckt, indem selten auf die Antworten, sondern gewöhnlich auf

ganz andere Dinge gesehen wird. So geschieht es, daß Lehrer angestellt sind, welche man anderswo kaum zu famulis brauchen könnte. Es wäre leicht, Beispiele von allen Universitäten und Lyzeen anzuführen, **ni odiosa essent.**

Eben so wenig die Selbstthätigkeit der Lehrer wie der Schüler befördernd, ist das durch alle Unterrichtsanstalten geltende Gesetz, sich an die vorgeschriebenen Lehrbüchern zu halten, welches seit einiger Zeit besonders streng eingeschärft wurde. Diese Lehrbücher sind nun sehr verschiedenartig und wechselnd; einige wollen behaupten, die früher gebrauchten seien meistens besser gewesen und die neuern hätten ihr Dasein weniger den Fortschritten der Wissenschaften als finanziellen Spekulationen zu danken. Bischof L** soll in der auf Pädagogik angewandten Finanzwissenschaft ein Meister gewesen sein. Ich führe einige dieser Lehrbücher an:

Im Gymnasium sind sie anonym, fast ausschließend Piaristenmachwerk.

Die Religionsphilosophie wird nach einem aus dem großen Werke Frint's von Leonhard gefertigten Auszug vorgetragen. Die Welt kennt Frint als den Gründer des in Wien bestehenden höhern Bildungsinstituts für katholische Geistliche und als Verfolger Bolzano's und des Bischofs von Leitmeriz, daher muthe ich auch Niemanden zu, seine zahlreichen religionsphilosophischen Werke zu lesen und enthalte mich jedes Urtheils darüber. Uebrigens sind sie vom Papste gebilligt.

Philosophie wird nach Carpe gelesen. Ich bürge nicht für die Richtigkeit dieses Namens, und weiß auch nicht, welcher Schule er angehört. Einige sagen, er sei ein Eklektiker, d. h. er habe überall das schlechteste herausgesucht; aber, wie gesagt, ich weiß es nicht. Doch zeigt

die Erfahrung, daß er durchaus nicht gefährlich ist, denn er hat keine Anhänger.

Appeltauer's Mathematik *) ist freilich schon alt und schwach, aber — transeat.

Die Naturlehre Baumgartner's ist den Gelehrten von Fach vortheilhaft bekannt, wenn es auch zu bedauern ist, daß die Herausgabe des Ettingshausen'schen Werkes ins Stocken gerieth. Eine, verschiedene Abschnitte aus griechischen und römischen Klassikern enthaltene Chrestomathie dient den Vorlesungen über Philologie zur Grundlage. Sie gehen, wie gesagt, durch beide Jahre des philosophischen Studiums fort, allein man kann

*) Es ist hier der Ort, auf ein im Auslande wenig bekanntes Lehrbuch der Mathematik aufmerksam zu machen, welches von Paul Spach, Professor der Physik am Lyzeum zu Klagenfurt, herausgegeben wurde und der Form und dem Inhalte nach Beachtung verdient.

durch sie, selbst bei dem besten Willen mancher Lehrer nicht einmal gründliche Sprach- viel weniger philologische Kenntnisse erlangen. Davon ist nun vollends gar keine Rede, daß man in den Geist des Alterthums eingeweiht werde.

Naturgeschichte ist ein harmloses Studium, man hat noch für kein approbirtes und censirtes Lehrbuch gesorgt.

Und endlich die Weltgeschichte! Clio hat den Verfasser des vorgeschriebenen Leitfadens in ihrem Labyrinthe sicher nicht begeistert. Es ist D. Jakob Brand, allein damit hat es keine Gefahr, an seinem Buche entzündet man sich nicht. Es ist ein Register der Fürsten, welche regiert, der Kinder, welche sie gehabt und der Kriege, welche sie geführt haben und schließt sich so würdig an die einzelnen Lehrbücher im Gymnasium an. Man sollte es alphabetisch einrichten, dem Gedächtnisse zur Schonung.

So also wird dem österreichischen Professor sein Amt sehr erleichtert und nirgends wird einem der Titel von Lamettrie's Buche: l'homme machine klarer als hier. Ein sich streng nach den Vorschriften haltender Professor setzt sich auf den Katheder, nimmt das vorgeschriebene Lehrbuch zur Hand und lies't daraus während der vorgeschriebenen Stunden auf die vorgeschriebene Weise. Dieses wiederholt er alle Jahre so lange, bis er entweder in seinem Berufe stirbt oder mit dem Titel eines k. k. Rathes pensionirt wird.

Nach jedem Semester finden Prüfungen statt. Ist dies auch in den untern Schulen zu billigen, so halte ich es doch in den höhern für mehr oder weniger unzweckmäßig. Denn dadurch geschieht es, daß die Studirenden anstatt sich um die Erlernung der Wissenschaften ernstlich zu bekümmern, nur trachten, gute Zeugnisse zu erhalten, weil sie wissen, daß man sie bei ihrem Eintritt

in Staatsdienste u. s. w. nicht um ihre Kenntnisse, sondern um ihre Zeugnisse fragt. Allein fleißiges Studiren ist nicht der ausschließliche, nicht einmal immer der sichere Weg dazu, und Glück, Gunst der Professoren, durch Schmeichelei, Zuträgerei oder solidere Beweise von seinen Fähigkeiten (facultates) erkauft, entscheiden sehr oft über die Note, welche in die Zeugnisse eingetragen wird.

Alle Professoren, mit Ausnahme einiger Ordensgeistlichen, sind vom Staate besoldet und haben von den Studirenden für ihre öffentlichen Vorlesungen kein Honorar zu beziehen. Dies ist auch recht gut, so lange die gegenwärtige Einrichtung des Schulwesens fortbesteht; denn wäre es nicht der Fall, so würden die Lehrer, um mehr Schüler an sich zu ziehen, einander nicht durch Entfaltung von ausgebreiteterem Wissen, sondern dadurch zu übertreffen suchen, daß sie

bei möglichst geringer Quantität von Kenntnissen den Schülern die möglichst besten Zeugnisse ausstellen. Die Gehalte der Lehrer sind sehr verschieden; diejenigen unter den Gymnasiallehrern, welche am schlechtesten bedacht sind, bekommen 400 Gulden Conventionsmünze, Professoren der philosophischen Studien können bis Tausend Gulden steigen. Doch gibt es Professoren der Philosophie, welchen der Staat jährlich 600 Gulden zuwirft, gerade so viel als ein niederer Hofkeller- und Küchenbeamter oder ein Kanzleiverwandter minorum gentium, sonst Copirmaschine genannt, auch bekommt.

Es hat nicht an Versuchen einzelner Professoren gefehlt, sich zu emancipiren; allein man stellte eine Warnungstafel auf, mit der Inschrift: Bolzano. Dieser hätte in neuester Zeit bald einen Nachfolger an einem der beliebtesten Lehrer der

Universität * * gefunden; allein der Schuldige wurde amovirt und promovirt.

Und doch gibt es eine Parthei in Oesterreich, welcher selbst dieses verkümmerte wissenschaftliche Leben noch zu üppig ist. Sie besteht aber, Gott sei Dank! größtentheils nur aus Leuten, welche die Tonsur nicht blos haben, sondern auch tragen. Diese blicken sehnsüchtig nach den Jesuiten, und würden im Nothfalle auch mit den Ligurianern vorlieb nehmen. Einer ihrer Lieblingswünsche besteht darin, daß der Religionsunterricht noch mehr ausgedehnt werde, und zwar selbst auf die juridischen und medizinischen Jahrgänge. Man brauchte, wie sie in der Einfalt ihres Geistes meinen, keine neuen Lehrbücher fabriziren zu lassen, sondern blos eine neue Auflage (etwa von 33 Millionen Exemplaren) des Katechismus des ehrwürdigen P. Cani-

sius zu veranstalten. Herr, erlöse uns vom Uebel!

Völker treten auf die große Weltbühne und verschwinden in dasselbe Dunkel wieder, aus dem sie gekommen, andere verdrängen sie und diese wie ihre Nachfolger trifft das nämliche unvermeidliche Geschick. Wo sind jene Gothen, deren kräftiger Fuß die Krone der Cäsaren in den Staub trat, nachdem Italiens entnervte Bewohner der Allgewalt ihres Armes gewichen, wohin verschwanden Attila's furchtbare Krieger, der Schrecken und die Zuchtruthe der Welt, wohin Dschingischans Schwärme, die wie Heuschreckenzüge kamen, verwüsteten und gingen? Sie alle sind in dasselbe große Grab hinabgestiegen, welches vor ihnen Phönizier, Aegypter und so viele Andere verschlang, deren Namen wir nicht einmal mehr wissen, wenn wir ihre Riesendenkmale anstaunen.

Eine solche Vergangenheit scheint auch uns ein gleiches Schicksal zu verkünden; es mögen Zeiten kommen, in denen man über unser Dasein eben so streiten wird, wie über das jener Völker, deren Bauten Amerika's, Hindostan's und Tibet's Erde decken. Vielleicht sind wir aber Schauspieler der letzten Scene und dem Ende näher als der Mitte.

Das geheimnißvolle Dunkel, welches die Schicksale der Völker einhüllt, läßt uns von ihrem Leben wenig mehr erblicken, als eine oder die andere Erscheinung ihres äußern Auftretens. Ihre Wiege und ihr Grab verbirgt derselbe Schleier und ich glaube, daß es nur ein Volk gebe, dessen Ursprung in den ältesten Zeiten wir schauen und dessen Leben wir durch alle Perioden verfolgen können, das der Hebräer. Ueber alle andern Völker haben wir nichts als ganz unverbürgte Sagen, was nicht befremden kann, wenn man bedenkt, daß uns über zwei Fünftel der

Erde kaum seit drei bis vier Jahrhunderten bekannt geworden sind, daß sogar jetzt noch viele Länder mit ihren Bewohnern als für uns gar nicht daseiend betrachtet werden können. Daher nun kommt es, daß eine Behandlungsart der Geschichte, welche, um mich so auszudrücken, Biographien der Völker lieferte, beinahe gar nicht versucht wurde; doch ist Mangel an Materialien nicht der einzige Grund davon, es fehlte und fehlt noch an einem leitenden Prinzip, das sich, ein Faden der Ariadne, durch das Labyrinth des Völkergewirres hindurchzöge, und das Dasein einer höhern Leitung klarer herausheben lehrte. Die Nemesis der Alten war etwas ähnliches und ihr mag eine Ahnung von Vorsehung im Gegensatze des blinden Fatums zum Grunde gelegen haben.

Gewiß nicht das kleinste Gewicht in der Wagschale der Weltgeschichte ist der Charakter der

Nationen. Er und die Ereignisse sind in stäter Wechselwirkung, darum ist es, um diese zunächst beurtheilen zu können, unumgänglich nothwendig, jenen einer genauern Beobachtung zu würdigen.

Den Westen Europa's haben fast ausschließend zwei Hauptstämme inne; der deutsche mit Schweden und Britten, seinen Nebenästen und der römisch lateinische, dem Franzosen, Spanier und Italiener angehören. An diese schließt sich der slavische mit seinen mannigfaltigen Zweigen, der im Norden an Finnen und Letten gränzt. Die Tataren, herrschend im Stamme der Osmanen, haben nur einen Fuß auf Europas Boden, und die Griechen, von denen Civilisation und Bildung ausgegangen, hat erst die neueste Zeit nach halbtausendjähriger Knechtschaft wieder zu selbstständiger Nationalität sich erheben sehen.

Ernst und Scharfsinn, doch weniger praktischer, charakterisiren den Deutschen; ersterer häufig in mystischen Trübsinn, letzterer in Pedanterie ausartend. Er ist so bescheiden, daß er sich selten etwas Gutes zutraut, und gewöhnlich Freunde zu Rathe zieht, ob er es recht gemacht? Die beinahe zur Carikatur gewordene Sucht jedoch, sich nach fremden Mustern zu modeln, deren man ihn beschuldigt, scheint ihm nicht eigenthümlich zu sein, und sich nur von oben nach unten verbreitet zu haben. Uebrigens hat er manche Aehnlichkeit mit dem Bären; er brummt gerne, doch beißt er nur, wenn er auf das höchste gereizt wird, doch dann wehe dem, der ihn reizte! Die Geschichte der letzten Jahre hat es bewiesen. Von seiner Gutmüthigkeit, wenn man es so nennen will, hat man schlagende Beweise, unter andern, daß er jetzt von einer Seite sein Heil erwartet,

von welcher es ihm noch nie gekommen. Freilich sind es Nachbarn, aber verschmitzte.

Ich meine die Apostel der Freiheit, die Franzosen, denen man diesen Ehrentitel wohl unverdienter Weise beilegt. Es ist eine Tradition, die von der Constituante herrührt, doch beweis't weder dieses Alter noch ihre Unbestrittenheit für ihre Richtigkeit. Ich glaube nicht, daß die Freiheitsliebe den Franzosen so angeboren ist, wie etwa den Katzen das Mausen. Man führe mir ja nicht die Revolutionen von 1789 und 1830 an. Das Königthum war morsch und stürzte endlich zusammen, doch haben diejenigen, welche hie und da einen Nagel herauszogen, der einen durchfaulten Balken noch an dem andern hielt, seinen Sturz nicht bewirkt, nur beschleunigt. Die Franzosen haben eben so wenig die Revolution gemacht, als die Monarchie, ein Höherer hat sie gemacht; sie aber haben sie mit Blut bespritzt und in eine

Fratze verzerrt. Die Juliusrevolution war keine des Prinzip's, nur des Interesses. Die Bürgerklasse schwang sich über den Adel und die Priester, mit denen die Bourbons sich thörichter Weise umgaben; hätten diese die Zeit verstanden, so residirten sie noch in den Tuilerien, wo der Bürgerkönig unumschränkter herrscht, als je einer von ihnen; allein er benützt die jetzt mächtigste Klasse, deren Eitelkeiten und Vorurtheile jene unaufhörlich und unzart verletzten. Zu fernerem Beweise der anfänglichen Behauptung wird es hinreichen, an zwei Epochen der französischen Geschichte zu erinnern, an jene des vierzehnten Ludwig's und die Napoleons. Nie war Frankreich mächtiger, einflußreicher, nie stand es höher, nie waren die Franzosen zufriedener und glücklicher als unter diesen zwei Herrschern; nie aber waren sie weniger frei. Sie vermißten die Freiheit nicht, weil sie Ruhm hatten; sie würden dieselbe auch jetzt

nicht vermissen, wenn man sie damit kirrte. — Ebenso verhält es sich mit der so hoch gerühmten Aufklärung und Bildung des französischen Volkes. Das Volk ist im Ganzen roh, unwissend und demoralisirt; woher soll auch Bildung kommen, wo so viele Gemeinden ohne Schulen sind, ja sie nicht einmal verlangen! — Den Ruhm jedoch, das leichtsinnigste aller europäischen Völker zu sein, wird man den Franzosen kaum absprechen können, so wenig als Tapferkeit, Ehrliebe und Nationalstolz, welcher jedoch oft in Nationalhochmuth ausartet.

Mit den Franzosen haben sich in neuester Zeit die Engländer alliirt. Abgesehen davon, daß ihre Handelsinteressen, die doch jetzt beinahe als die wichtigsten angesehen werden, sich kreuzen, ist eine so plötzliche Aussöhnung nach fast sechshundertjähriger ununterbrochener Nationalfeindschaft mindestens unnatürlich, und wird daher wohl nicht

von Dauer sein. Bei den Völkern scheint wie bei den Corsikanern eine Art Blutrache eingeführt zu sein, sie müssen nach und nach erst vergessen, sich als Nation zu betrachten, ehe sie sich als Weltbürger gegenseitig achten und lieben lernen. — Im Engländer herrscht das deutsche Element vor; das normannische scheint nur noch im Blute der hohen Aristokratie zu spuken. Doch ist der Engländer energischer und freiheitsliebender als der Deutsche. Seine schon so lange bestehende freie Verfassung und ihr Ursprung beweisen es.

Religiöse Begeisterung bis zum Fanatismus, glühende Einbildungskraft und ein Stolz, der eher großartig als lächerlich ist, zeichnen den Spanier aus. Seine Sprache ist in ihren Tönen charakteristisch, und ich kenne kein deutsches Wort, welches die dem Spanier eigenthümliche grandezza wiedergeben könnte. In ihm hat sich das

alt spanische iberische Wesen (man denke dabei an Sagunt und Saragossa) mit dem römischen und gothischen und diese mit dem maurischen gegattet, welch' letzteres dem spanischen Charakter jene fast orientalische Färbung gab.

Als sich das Weltenrad wieder einmal gedreht hatte, kamen die früher oben waren, ganz nach unten. Ich meine die Römer, welche man als Repräsentanten Italiens ansehen kann. Noch haben sie vieles von dem Geiste und der Gestalt jener alten Weltbeherrscher, sie sind noch dieselben, welche mit Verachtung auf die Barbaren herabsehen, aber auch dieselben, welche nur panem und circenses begehren, um glücklich zu sein. Beids wissen sie durch ihre Religion sich zu verschaffen. Die Völker legen zwar keine Tribute mehr zu ihren Füßen, doch bringen sie ihnen und ihrer Vergangenheit freiwilligen Zoll.

Griechenland erhebt sich ein Phönix aus der Asche. Langjährige Sclaverei hatte die Springfedern des Griechengeistes nicht gebrochen, nur zusammengedrückt. Ihr muthiges Ausharren gegen überlegene Macht erinnert an die Zeiten des Perserkrieges, doch scheinen sie auch das nicht vergessen zu haben, was sie unter die Herrschaft des macedonischen Philipp, der dreißig Tyrannen brachte und den Römern überlieferte.

Noch sind uns die Slaven übrig, ein Volk, welches mehr rohe Kraft als Geist zu haben scheint und daher wahrscheinlich nicht bestimmt ist, eine einflußreiche Rolle auf dem Welttheater zu spielen. Der merkwürdigste Zweig dieses Stammes, die Polen, sind zertreten, doch nicht ohne Hoffnung künftigen Grünens und Blühens, nachdem sie einiger, erfahrner und darum kräftiger aus den Prüfungen hervorgegangen sein werden.

Die schroffen Ecken der Nationalcharaktere runden sich nach und nach ab, die Völker scheinen sich mehr und mehr bürgerlicher und religiöser Einheit zu nähern: ist diese erreicht, dann hört die Weltgeschichte auf.

Dem Menschen fiel das Loos, mit ungewissem Schritt
Durch eine Nacht zu geh'n, wo wenig Sterne glanzen;
Vielleicht, daß einst der Tag auch ihm entgegen tritt.
Er nehme dies Vielleicht bis an die äußern Grenzen
Des Lebens zum Gefährten hin.

Wir theilen nachstehendes mit, nicht in der Absicht, etwas originelles oder neues zu geben, sondern auf den Zustand des Katholizismus in Oesterreich aufmerksam zu machen, denn man bisher dort so fest begründet glaubte. Die meisten der folgenden Zeilen verdanken ihr Entstehen einem der höher stehenden österreichischen katholischen Geistlichen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir solche und diesen ähnliche Ansichten bei einem großen Theile dieser Klasse voraussetzen, und wenn wir damit die Erscheinung Lammenai's u. a., die neuern Vorgänge in Deutschland in Verbindung bringen, so wird uns mehr und mehr klar, daß dem Katholizismus oder

besser Romanismus, der von der Vergangenheit abgelöst und ohne Zukunft ist, eine gewaltige Reform jetzt näher als je bevorstehe.

Heute speiste ich mit J. A. von Riegg, Bischof von Augsburg und Barnabas Huber, Abt des dort neu errichteten Benediktinerstiftes St. Stephan. Sie reisen auf Werbung, im neunzehnten Jahrhunderte.

So manches gute die Klöster auch wirkten, ihre Zeit war gekommen, wie sie jedem Menschenwerke kommt. Sie wieder in's Leben rufen wollen, ist unnütz, unklug, ein Rückschritt; doch ganz konsequent von jener Parthei, die ihr Heil nur im alten und wie sie glaubt, schon erprobten sucht. Dies ist auch eines der Extreme unserer Zeit, die zu vereiteln, nicht so bald — auf feindlichem Wege vielleicht gar nicht gelingen wird.

Ich erinnerte mich bei dieser Gelegenheit an ein wahres Wort von Larus: Es will nun einmal weder im Großen noch im Kleinen gelingen, eine Form zu erhalten und gegen das Verfallen zu schützen, wenn der Geist, aus dem diese Form gestaltet war, schon entschwunden ist.

Mönchswitz.

Die Benediktion, welche ungefähr so lautet: **Non vos praetereat narratio seniorum, ipsi enim didicerunt a patribus suis, quoniam ab ipsis discetis intellectum et in tempore necessitatis dare responsum**, wird übersetzt: Laßt die Alten reden, sie haben es nicht besser gelernt, ihr könnt nichts von ihnen profitiren und wenn's gerade nothwendig ist, gebt ihnen Antwort.

---

*) Professor ** geht nach Vollendung dieses Schuljahres als Missionär nach Nordamerika. Die Nacht vor Ablegung seiner Gelübde war sein Zimmer eine Viertelstunde lang erleuchtet, und eine Stimme sagte ihm, der schon entschlossen gewesen war, abtrünnig zu werden, mehrmals: Bleibe. Auch war dieses Jahr einige Tage hintereinander über seinem Zimmer ein ungewöhnlich hell leuchtender Stern zu sehen. Dies, der glänzende Erfolg seines Landsmannes B**, welcher in den Augen einer unwissenden und abergläubigen Menge schon kanonisirt erscheint, und vor Allem sein eigener Stolz und Ehrgeiz bewogen den Urtypus **scher Geistlichkeit, zu dem Entschlusse nach Amerika zu gehen, dort seine Laufbahn als Professor, ob an einer wilden Universität jenseits des Mississippi oder der kanadischen See'n, weiß

*) Geschrieben im Juni **1837**.

ich nicht, wahrscheinlicher aber zu Detroit, zu Nutz und Frommen der Rothhäute fortzusetzen, womit er den bescheidenen und von großer Welterfahrung zeigenden Plan verbindet, die hundert und aber hundert Sekten zu vereinigen, deren Tummelplatz Amerika ist. Unter welchen Hut, weiß er wohl selbst noch nicht; denn der römische scheint ihm nicht zu passen. Von der Welt, in die er jetzt erst treten will, kennt er, ein vierzigjähriges Kind, nichts als die Strecke von ** bis ** (von Stolpe bis Danzig.) Er ist geistig und körperlich, letzteres beinahe in's Unglaubliche unbehülflich, kann in keiner Sprache eine zusammenhängende Periode sprechen, und wird sicher in das Meer fallen, ehe er in das Schiff gelangt, wenn man nicht sorgfältigst auf ihn Acht gibt. *)

) Professor B. S. ist seitdem in Boston eingetroffen.

Täuschung über sich und die Welt in so hohem Grade, ein so hartnäckiges Beharren auf eigener Ansicht gegen die widersprechende aller Vernünftigen, ein so blindes Hineinrennen in offenbaren Untergang ist mir noch nie vorgekommen und beweißt nur, wie sehr man sich vor fixen Ideen hüten solle, die von Stolz erzeugt und von Fanatismus genährt, der kürzeste Weg zur Narrheit sind.

Von B. erzählt man sich auch schon ein Wunder: Auf einer seiner apostolischen Reisen verirrt er sich in einem Walde, ein Kreuz erscheint und leitet ihn in eine Höhle, wo er zwar von Räubern angefallen, von besagtem Kreuze aber gerettet wird. Ein Weltkind meinte aber, das Kreuz hätte viel besser gethan, ihn nicht unter die Räuber zu führen. Freilich ist dann das Wunder viel kleiner.

Die Straße, welche von ** nach ** führt, wendet sich dort nach Süden, um in das ** Thal einzumünden. Links von ihr leitet ein schmaler Weg in eine enge Schlucht, deren Hintergrund die schroffen Felsen der Alpe begränzen. In seiner Tiefe steht am Ufer eines Wildbaches die ärmliche Hütte, welche ** bewohnt — der Papst einer kleinen Gemeinde, die sich von dem zu Rom und dem Pastor lossagte, um dem Herrn auf ihre eigene Weise zu dienen. Wir besuchten ihn öfters, um allerlei Kleinigkeiten, die seine Kunst zu fertigen verstand, theils abzuholen, theils zu bestellen. Das Häuschen hatte nur ein Zimmer mit den Werkzeugen, einem rohen Tische, und einigen Bänken angefüllt, nebst einem Verschlage für das Bett. — Oben an der Decke war ein Brett quer von einer Wand zur andern befestigt, welches zur Aufstellung einiger Bücher diente, die jedoch profanen

Augen unzugänglich blieben. Wahrscheinlich waren es die libri symbolici. Der Mann zeigte sich als einen kräftig gebauten Sechziger von mittlerer Größe, mit klaren Augen und weißem, glatten Haare. Er beschäftigte sich auch mit Arbeiten im Berge. Ich vergleiche ihn mit Luther und Swedenborg, deren ersterer der Sohn eines Bergmannes, Swedenborg aber mit dem Leben unter der Erde sehr vertraut war. Es läßt sich nicht läugnen, daß dieses vorzugsweise geeignet ist, zum Ernst, Nachdenken und wohl auch zur Schwärmerei zu führen.

Die Gränze, welche den Deismus vom Atheismus scheidet, ist nichts weniger als fest; sie ist bald übersprungen und was dann?

Ich habe dem Glauben meiner Kindheit entsagt, weil er gegen die Angriffe meines Verstan-

des nicht aushielt; entweder weil er es nicht konnte, oder weil ich seine Vertheidiger nicht hörte. Den Gott, welchen ich als Kind anbetete, habe ich von seinem Altare heruntergestürzt, jetzt ist dieser leer, und was ist besser geworden? Vielleicht habe ich Christenthum und Katholizismus verwechselt, und als ich diesen zurückstieß, weil sich mein ganzes Innre gegen ihn empörte, zu voreilig auch jenes verlassen? Dies ist eine Frage, zu wichtig, um sie vorschnell zu beantworten. Eigentlich handelt es sich nur um die Dogmatik des Christenthums, die Moral desselben ist Vernunftmoral und kann als solche nicht angegriffen werden. *)

*) In Sambuga's auserlesenen Briefen u. s. w. München 1818, und zwar in der ersten Sammlung Seite 107 heißt es: dessen ohngeachtet bleibt es wahr, daß der ächte Deismus den ganzen moralischen Theil unserer Religion ausmache.

Das ganze Gebäude des Christenthums stützt sich auf die Lehre von der Erbsünde. Diese Lehre ist es aber auch, die mir am zweifelhaftesten, unerklärlichsten und widersprechendsten erscheint. Schon der zwar schon vor Jahrhunderten gemachte, aber weil er nie genügend gelös't wurde, noch immer wiederholte Einwurf „warum sollen wir für die Sünden unserer Stammältern büßen? ist hinreichend, um die gegründetsten Zweifel gegen diese Lehre zu erregen. Er dringt sich jedem auf, und schon Augustinus wußte sich ihm gegenüber nicht zu helfen.

Außerdem trägt die ganze mosaische Erzählung so sehr das Gepräge eines Mythus, seine Kosmogonie ist mit aller Wissenschaft in so grellem Widerspruche, daß es wohl unmöglich ist, sie für geschichtliche Wahrheit zu halten.

Wenn nun die mosaische Erzählung eine Fabel ist, woher das Böse in der Welt? Daß es in

ihr existire, läßt sich leider nicht abläugnen, aber eine andere Frage ist es, ob der Mensch, ob alle Menschen von Natur aus sich mehr zum Bösen als zum Guten neigen. Ich glaube nicht, man könne aus dem, daß ein Obstbaum einige wurmstichige Früchte trägt, schließen, er sei überhaupt mehr geneigt, wurmstichige Früchte zu tragen, als andere. Indessen ist die angeborne Neigung des Menschen zum Bösen eine zu reiche Fundgrube für Priester und Volksbeglücker, als daß sie nicht von jeher geglaubt und auf das hartnäckigste vertheidigt worden wäre.

Wenn man überhaupt Christ sein will, so kann man konsequenter Weise nur Katholik sein. Denn, sobald man zugibt, daß etwas geglaubt werden müsse, so stürzt der christliche Protestantismus zusammen. Der Glaube, sagt man,

stützt sich auf die Bibel. Was ist die Bibel? Ein todter Buchstabe, ein Buch, das auch der Teufel für sich citiren kann. Wer soll sie erklären, wie soll sie erklärt werden? Nein, der Katholizismus ist eine viel konsequentere Religion, als der Protestantismus (ich meine den christlichen, den der **libri symbolici**), der in Grund und Folgen lautere Inkonsequenz ist.

Karl von Bonstetten hatte in seinem achtzigsten Jahre nur den Gedanken, um sich wegen des Todes und was hinter diesem liegt, zu beruhigen: Wir wissen nichts, aber ein denkendes Wesen regiert die Welt. Zschokke antwortet darauf: Nun wenn wir nichts wissen, woher wissen Sie das, was ihr Trost ist? Und gerade auch das wichtigste? Ich habe blos aus Liebe zur Philosophie die Natur in ihren verschiedenen Verhält=

nissen, die Geschichte der Völker — den Menschen — die verschiedenen Religionen studirt und habe gefunden: der Mensch weiß unendlich weniger von dem, was er durch die Sinne empfindet, also von dem Niedrigern unter seinen Füßen, als von dem Höhern über ihm. Denn er steht Gott näher als der Erde. Den Tod fürcht' ich nicht, weil ich nicht der Leib bin. Wäre Gott vergänglich, wäre ich's auch, und wäre ein wirkliches sachliches Nichts (kein gedankliches relatives) vernünftig, denkbar, also möglich, so wäre es auch mein Nichtsein.

Ich aber halte es mit Hannibal: Nun, aus der Welt fallen wir bestimmt nicht, wir sind einmal darin.

Das Christenthum ist einem Baume gleich, voll von Blüthen und Früchten, unter dem die

Menschen wohnen. Da sehen nun manche aus ihnen die Blüthen für Früchte an, andere genießen die unreifen Früchte und werden davon krank, wieder andere lassen sie überzeitigen, die ihnen dann auf die Köpfe fallen, oder verderben. Wenige erwarten und benützen die Zeit der Reife.

Ich merkte mir aus einem Buche, *) das wohl wenig mehr gelesen wird und es doch verdient, folgendes an:

Gäbe es keine katholische Kirche, so gäbe es auch keine reformirte. Die letzte hat keinen andern Werth, als daß sie eine Feindin der erstern ist. Verschwände also die erstere, so würde die letztere von selbst zusammenstürzen. Das Unglück

---

*) Juan de Mariana, oder Entwicklungsgeschichte eines Jesuiten. Berlin, bei J. F. Unger 1804.

der Welt besteht darin, daß es überhaupt eine Kirche gibt; denn so lange es eine gibt, wird sie ihr Interesse immer von dem des Staates absondern, und diejenige Einheit, ohne welche eine große Kraft undenkbar ist, verhindern. Hiervon haben sehr wenige einen deutlichen Begriff, aber er wird sich schon mit der Zeit einfinden. Das Wesen der protestantischen Kirche ist ganz dazu gemacht, ihn hervorzurufen, denn indem dies Wesen recht eigentlich darin besteht, daß sie einen Widerspruch gegen sich selbst enthält (insofern nämlich eine protestantische Kirche gerade dadurch, daß sie protestantisch ist, aufhört Kirche zu sein), so kann es nicht fehlen, daß im Lauf der Zeit nach den allermannichfaltigsten Verwandlungen aus der protestantischen Kirche ein Institut wird, durch welches der Staat seine Bürger über die Verhältnisse belehrt, worin sie unter einander stehen, ohne daß noch länger von einer

Kirche als Gegensatz des Staates die Rede ist; und dann ist die Epoche gekommen, wo man sich darüber wundern wird, daß es jemals solche Verirrungen geben konnte, als die gegenwärtigen.

Die Menschheit dehnt die Fittige aus, um sich zu den Regionen der Wahrheit aufzuschwingen, und man thut alles, diese Fittige zu lähmen. Die Folge davon ist, daß die Welt mit Blut überströmt wird, ohne daß die Keime vernichtet werden, die ihrer Entwicklung nahe sind; denn so oft es zwischen dem Guten und dem Bösen zu einem Kampfe kommt, bleibt der Sieg dem ersten.

Wienerepigramm.

Jüngst ward ein Jude getauft, ein arger Sophist:
Weil er ein Jude war, ward er ein Christ.

„Welche Religion ist die wahre? Es gibt nur „Eine, aber eine, die für alle Völker und für „alle Zeiten ist, zu der sich alle Edeln, Groß„herzigen bekennen, mit welchem Namen sie auch „die Gottheit nennen, zu der sie sich erheben „mit ihrem Glauben und Hoffen, mit ihren „Bitten und Wünschen: es ist die Religion, die „uns selbst besser und glücklicher und für andere „hülfreicher und wohlthätiger macht."

Man verweis't uns oft auf das warnende Beispiel der Protestanten, die sich in so viele Parteien zerklüftet haben, weil sie kein **centrum unitatis**, weil sie den Papst nicht anerkennen. Ich bin aber überzeugt, wir unterscheiden uns von ihnen in dieser Rücksicht nur dadurch, daß sie das Recht haben, die Verschiedenheit ihrer

religiösen Meinungen zu äußern, wir aber nicht. Es gibt so viele Sekten als Menschen.

Die Bulle Bonifaz des achten „**Unam sanctam**“ schließt mit den Worten: Wir verkünden und erklären, daß der Glaube, jede menschliche Creatur sei dem römischen Papste unterwürfig, zur Seligkeit nothwendig ist.

Eine Bestimmung Clemens des Fünften **1311**, die keines Commentars bedarf, sagt: **Si quem summus pontifex sub titulo cujuslibet dignitatis ex certa scientia, verbo constitutione vel litteris, nominet, honoret seu quovis alio modo tractet, per hoc in dignitate illum adprobare non intelligatur, aut quidquam ei tribuere novi juris.**

Ich weiß es nicht, ob die Kirche vom Staate oder dieser von jener das Inquiriren und Denunziren gelernt hat.

Von Inquisition und Denunziation in Ketzereisachen ist zum ersten Male die Rede in dem Gesetze des Kaisers Theodosius 382 gegen die Manichäer, worin verordnet wird, daß sie am Leben gestraft und ihr Vermögen zum Vortheile des Staates konfiszirt werden sollte. Auch wurde dort dem Präfectus Prätorio aufgetragen, Inquisitoren und Angeber aufzustellen, um die zu entdecken, die sich verborgen hielten. Welche zahlreiche und blutige Nachkommenschaft dieses Gesetz gehabt habe, ergibt sich daraus, wenn man erwägt, daß von 1481—1820 nur in Spanien 34,658 lebendig, 18,049 im Bilde verbrannt und 288,214 verurtheilt wurden.

„Th. Moore: Wanderungen eines irländischen Edelmannes zur Entdeckung der wahren Religion.“

Dieses Buch, das Werk eines Mannes, der unter den Ersten seines Landes glänzt, ist eine interessante Erscheinung unserer Zeit. Der Dichter von Lalla Roohk, der geistreiche Erzähler der Memoiren des Capitän Rock, wagt sich auf ein Feld, das man bisher ausschließend nur für Gelehrte der Schule, für strengwissenschaftliche oder besser prosaische Geister bestimmt glaubte, auf das Feld der Theologie. Man kann nicht läugnen, daß er sich darauf eben so originell bewegt als auf denen, die er schon betreten. Schon die Einkleidung erweckt viel Interesse. Ein junger katholischer Irländer erhält die Nachricht von der königlichen Bestätigung der Emanzipationsbill. Er faßt den Entschluß, jetzt, da er es mit Ehren werden kann, Protestant zu werden. Ihn bestimmen dazu

erstens die so oft wiederholten argen Beschuldigungen gegen die katholische Kirche, welche nach seiner Meinung denn doch einen Grund haben müssen und dann die Aussicht auf ein zu erheirathendes protestantisches Rektorat von **2000** Pfund Einkommen. Da er jedoch auch mit seinem Gewissen so viel als möglich im Reinen zu bleiben gedenkt, so will er untersuchen. Er glaubt, das gereinigte Christenthum, d. h. der Protestantismus, müsse wohl dort zu finden sein, wo nach dem allgemeinen Urtheil die Reinheit ursprünglich war, nämlich in den ersten Zeiten des Christenthums. Hier findet er nun keine Spur von Protestantismus, sondern alle papistischen Gräuel, als da sind: Brodverwandlung, Fegefeuer, Fasten u. s. w., und zwar von dem Ansehen der Kirchenväter und Lehrer bestätigt. Endlich geräth er auf den Einfall, den Protestantismus bei den ersten Ketzern zu suchen und sieh' da — Simon

Magus ist der erste Protestant. So entdeckt er nun, daß alle Lehren oder besser gesagt, Negationen des Protestantismus schon in den ältesten Zeiten bekannt, gelehrt, verdammt und widerlegt worden sind, und indem er noch eine Parallele zwischen dem Gange des deutschen und englischen Protestantismus zieht, faßt er den Entschluß, der Hoffnung auf das Rektorat mit **2000** Pfund zu entsagen und Papist zu bleiben.

Moore hat an der **displina arcani** eine recht gute Waffe gefunden, womit er seine Gegner, die wie Hetzhunde die alten Kirchenväter an ihren wunden Stellen packen, zurückdrängt und schlägt. Ich gebe ihm zu, daß man damit manche unerklärbar oder widersprechend scheinende Stellen derselben erklären oder wenigstens einer nachtheiligen Auslegung begegnen könne, aber solche wie die folgenden, sind zu deutlich, als daß die Erklärung mit der **disciplina arcani** nicht unge=

nügend und gezwungen erscheinen sollte. Tertullianus: Gott ist nicht immer Vater oder Richter gewesen; denn er konnte weder Vater sein, ehe er einen Sohn hatte, noch Richter, ehe Sünden vorhanden waren; nun aber gab es eine Zeit, wo die Sünde und der Sohn nicht waren. Lactantius: Unser Heiland lehrte, daß es nur Einen Gott gibt, und daß dieser allein angebetet werden soll. Auch hat er nicht einmal selber gesagt, daß er Gott wäre. Denn er wäre seiner Sendung nicht getreu geblieben, wenn er, da er gesendet wurde, die Vielgötterei zu vertilgen und die Einheit Gottes zu lehren, noch einen andern außer dem ewigen Gott eingeführt hätte. In diesem Falle hätte er nicht die Lehre von einem einzigen Gott gepredigt, noch die Sache dessen ausgeführt, der ihn sandte, sondern seine eigene. Origines: Aber wenn wir wissen, was beten ist, so müssen wir Sorge tragen, daß kein unterge=

ordnetes Wesen der Gegenstand unserer Gebete sei, nicht einmal Christus selber u. s. w. Ist es nicht wahrscheinlicher, daß diese guten Väter, die so dunkle, schwer oder vielmehr gar nicht verständliche, vielleicht sich selbst widersprechende Lehre von der Natur Christi, und von seinen Verhältnissen zum Vater gar nicht verstanden, wenigstens in ihren Begriffen davon geschwankt haben? Ebenso ist es mit der Eucharistie der Fall. Ferners scheint es mir ganz unzweckmäßig, Ceremonien beizubehalten, welche ihre ganze Bedeutung verloren haben, wie dies mit dem (eine unter vielen) Seite 103, Th. I. erwähnten: Gehet in Frieden, der Fall ist, nach welchem die Katechumenen sich von der Messe entfernen mußten. Ebenso wird Moore nie beweisen können, daß die Ohrenbeichte in ihrer jetzigen Gestalt ein Institut der Apostel oder ihrer ersten Nachfolger sei. Wie es übrigens mit der durch den h. Petrus

vorgenommenen Ordination des h. Clements zum Papste beschaffen sei, darüber erlaube ich mir kein Urtheil, doch kann ich meine bescheidenen Zweifel über die Art und Weise nicht unterdrücken, auf welche sich der erste Papst, Petrus, um mit Moore zu sprechen, in Vergleich mit einem Gregor VII., Innozenz III. oder ihren Nachfolgern, mit Einschluß des jetzt glorreich durch Allokutionen und Breven regierenden betragen haben würde, und ob er sich gegen seine Mitbürger und die weltliche Macht eben solche Dinge angemaßt hätte, wie diese Herren. Ueber Primat schlüpft er überhaupt mehr weg, über Cölibat, Unfehlbarkeit schweigt er ganz. Sehr wahr ist, was er über deutschen und englischen Protestantismus, über das Hinneigen und den Uebergang beider in Rationalismus, und über Inkonsequenz des Protestantismus schreibt. Endlich schließt er mit einer Bemerkung Fenelon's, die sich mir schon vor eini-

ger Zeit aufdrang, ohne daß ich wußte, sie sei schon gemacht worden: Katholik oder Deist, es gibt keine andere Wahl.

Für eine streng wissenschaftliche und geschichtliche Begründung der katholischen Religion kann ich dieses Werk nicht halten, es scheint auch nicht auf den Namen einer solchen Anspruch zu machen. Genug, wenn es von den Protestanten mehr gelesen wird als irgend ein anderes, weil es den gefeierten Moore zum Verfasser hat, und wenn es dann dazu dient, gewisse Herren jenseits des Kanals zum Schweigen zu bringen, welche noch immer das ekelhafte Geschrei aus den Zeiten Luthers, Cramers und Cromwells erschallen lassen, um damit einen Vorwand zur Unterdrückung eines unglücklichen Volkes zu haben: Das Papstthum ist eine abergläubige, abgöttische, verdammenswerthe, blutdürstige, verrätherische und gotteslästerliche Religion.

Als ich ein Kind war — ich wollt', ich wär' es noch — wollte ich durchaus Kaiser werden. Niemand hätte mich dann verhindern können, so viel Naschwerk zu essen, als mir beliebte, und ganze Tage in den Wäldern und auf den Wiesen umherzulaufen, um Bäume zu erklettern und Schmetterlinge zu fangen. Später wünschte ich diese Würde, um ein allerliebstes Mädchen, das ich sehr liebte, zur Kaiserin zu machen, und hätte ich damals reüssirt, so wäre ich ganz gewiß geworden wie der König Arthur, der bekanntlich ein großer Pantoffelheld war. Endlich, es war zur Zeit, als in den deutschen Kammern sehr viel gelärmt wurde — träumte ich von die-

ser Standeserhöhung, um meinen geliebten Unterthanen eine Constitution zu geben. Es wäre, dachte ich mir, doch gar zu schön, auch eine solche Menagerie von Deputirten zu haben, die sich mit einander herumzankten, wobei man aber gleich von Anfang wüßte, daß nichts herauskommt; und ich muß gestehen, daß ich von dieser Illusion um so weniger ganz zurückgekommen bin, als die feierlichen Landtage, denen ich in meiner Provinz so oft beizuwohnen Gelegenheit hatte, sie fortwährend wach erhielten. Kann es einen imposantern Augenblick geben, als denjenigen, wo der ständische Kapellan das **veni sancte spiritus** anstimmend, die Gaben des heiligen Geistes auf die Häupter der Volksvertreter herabruft, und wenn sie nicht in feurigen Zungen sichtbar werden, so ist dies eben so wenig die Schuld des heiligen Geistes als die der Volksvertreter. Der göttliche Beistand ist erbeten,

und ein langer Zug von glänzenden Equipagen führt die Repräsentanten an die Thore des Ständehauses, wo eine Compagnie Soldaten mit wehender Fahne und klingendem Spiele das Gewehr präsentirt, und das getreue Volk die Vertreter und Vertheidiger seiner Interessen hoffend und freudig begrüßt. Sie begeben sich in den reichdekorirten Saal, die Thüren werden geöffnet, die Gallerieen füllen sich, und die landständische Versammlung ist laut des **13.** Artikels der Bundesakte konstituirt. Man glaubt sich in das Jahr **1789** versetzt; hier die Prälaten in ihren violetten und schwarzen Gewändern von Sammet und Seide, dort der Adel in glänzenden Uniformen mit Orden bedeckt, im Hintergrund die Mitglieder des **tiers état** in einfach schwarzer Kleidung — alle ernst, schweigsam, von der Wichtigkeit ihrer Mission durchdrungen. Jetzt entfaltet der Stellvertreter des Monarchen ein Pergament

und lies't die Thronrede, die man mit gespannter Aufmerksamkeit vernimmt. Nun werden die Debatten beginnen; schon spitzen sich die feurigen Zungen, schon höre ich die kolossale Beredsamkeit Mirabeau's, die feurigen Ergüsse Fox's, die Sarkasmen Brougham's, die glänzende Sophistik Pitt's, die unbarmherzige Zahlenlogik Hume's, schon winden sich auf ihren Bänken die Ministeriellen unter dem Kreuzfeuer der Opposition — die Abstimmung — die Minister werden in Anklagestand versetzt. —

Sie radotiren ja ganz gewaltig, mein Lieber! hören Sie denn nicht den Tusch, welcher den Toast begleitet, den Se. Excellenz, der Herr Ständepräsident auf die Gesundheit Sr. Excellenz des landesfürstlichen Commissärs ausbringt? Die legislativen Arbeiten sind schon lange geendet, die Herren Stände haben zu allen allerhöchsten Propositionen einstimmig ja gesagt und

das Land hat durch den Mund seiner Vertreter eingewilligt, so und so viele Millionen in diesem Jahre zu bezahlen; für ihre Verwendung werden schon diejenigen sorgen, in deren Taschen sie fließen. Dies alles ist in ein paar Stunden abgethan, und jetzt erholt man sich bei einem splendiden Diner von den Mühen der Volksvertretung.

Aber wie kann man es wagen, zu einer solchen Komödie Gott um seinen Beistand und den heiligen Geist um seine Erleuchtung anzuflehen?

Sie sind kindisch. Lassen Sie uns die Equipagen ansehen und die Pferde, welche den Kopf schütteln, aber nicht horizontal, sondern vertikal, gerade wie die Landstände.

Es war nicht immer so. In jenen finstern Jahrhunderten, welche man das Mittelalter nennt, versprachen nicht blos die Cortes in Spanien

ihrem Könige Treue, wenn er sie ihnen hielte; si no, no — und was am Zollfelde in Kärnthen vorging, was die Herren der Steiermark durch den Bischof Leopold von Sekau dem Herzog Albrecht sagen ließen, als er ihnen auf alte Freiheiten den Eid abschlug: „Er soll wissen, daß all Leute wollen ledig seyn ihr Eid und Treu, wann der Tenor also lautet der Handfesten,“ was die Stände Oesterreichs, Böhmens, Tirols in jenen und spätern Zeiten thaten, war kein Possenspiel. Aber wir sind aufgeklärter geworden, und weil das historische Recht die Fahne ist, unter der wir uns schaaren, so sind wir konsequent zum ältesten Reiche zurückgegangen und sind Chinesen geworden.

Man hat so lange und so unermüdlich wiederholt, Parlamente und Deputirtenkammern seien revolutionäre, englische, von den Franzosen nachgepfuschte und von den Deutschen nachgeäffte

Erfindung; man hat uns die Ohren mit dem, was man die Lügen des Repräsentativsystems nennt, so vollgeschrieen, daß der Absolutismus wieder Mode zu werden beginnt, seine Dilettanten, Paladine und Commis-Voyageurs sich mehren und es zum guten Tone gehört, hie und da einen Witz über die Constitutionen zu reißen. Hier bläs't ein König die Verfassung seines Landes mit einem Hauche um, verändert durch ein Cabinetsrescript dessen ganzen Rechtszustand und exilirt diejenigen, welche glauben, daß man mit Eiden nicht spielen dürfe; dort läßt ein anderer diesen oder jenen aus der Mitte seiner getreuen Landstände vor seinem höchsteigenen Bilde Abbitte thun, und schickt ihn dann zur Correction auf irgend eine Festung oder in ein Zwangarbeitshaus; hier Herabwürdigung der soi-disant gesetzgebenden Versammlung zum Marionettentheater, dort allgemeine Retirade, weil man es

müde ist, den Stein des Sisyphus zu wälzen. Ist es unter diesen Umständen nicht lächerlich, für Oesterreich etwas zu fordern, was so aussieht, wie eine Deputirtenkammer, viel kostet, und nichts einbringt? Haben wir nicht in den Tugenden des Herrscherhauses eine bessere Garantie, als in den schwankenden, bestechlichen Majoritäten eines modernen Senates?

Man hat irgendwo die geistvolle Bemerkung gemacht, daß Gott die Welt nicht in sechs Tagen erschaffen und Friedrich von Preußen bei weitem nicht alles hätte thun können, wodurch er sich den Beinamen des Großen erworben, wenn sie sich um Stände hätten bekümmern müssen; man könnte ebenso geistvoll dagegen einwenden, daß Nero in keinem Falle ein solcher Tyrann geworden wäre, wenn ihm eine römische Deputirtenkammer zur Seite stand. Was die erblichen Regententugenden betrifft, so muß ich darauf

aufmerksam machen, daß Domitian ein Sohn des Titus, Ludwig XVI. ein Sohn Ludwig's XV. war, und daß, wenn man selbst dieses Prinzip der Erblichkeit annimmt, erbliche Untugenden nicht weniger im Reiche der Möglichkeit sind. Uebrigens ist es eine Privatmeinung von mir, daß den Franzosen eine Revolution, dem Herrn Thiers eine Geschichte, und der Welt viel Blut erspart worden wäre, wenn die Vorfahren des königlichen Märtyrers die Parlamente, die Generalstaaten nicht zu blosen Schattenbildern an der Wand, die Devise l'état c'est moi nicht zum Leitstern ihrer Regierungsweisheit und Privatlasterhaftigkeit gemacht, und die Zweifler an ihrer königlichen Unfehlbarkeit nicht zu politischen Ketzern gestempelt hätten. Ich will gerne glauben, das, was ich hier vorbringe, sei, um es mit einem technischen Ausdrucke zu bezeichnen, liberales Gewäsch, und das Berliner politische Wochenblatt

habe schon längst nicht nur diese, sondern alle möglichen Einwürfe widerlegt, welche gegen das System des besten der Republikaner, des Restaurateurs, **par excellence**, des Zoroasters der Staatswissenschaft, kurz, des Herrn von Haller vorgebracht werden können. Ich bedaure auch von Herzen, daß die Vorlesungen über Staatsrecht, welche ich an der Universität Wien hörte, keinen tiefern Eindruck auf mein leichtsinniges Gemüth gemacht, und daß ich die tiefsinnigen, aus dem unerschöpflichen Weisheitsbronnen des obberührten Herrn von Haller, der die Vernunft unsers Lehrers, eines k. k. Regierungsrathes war, hervorgepumpten Sprüche, die unendlich witzigen Ausfälle auf die Deputirtenkammern, die schlagenden Consequenzen des alleinseligmachenden chinesischen Staatsprinzips so schnell vergaß, um sie gegen die verderblichen Irrlehren

eines flachen und seichten Liberalismus zu vertauschen: **Mea culpa, mea maxima culpa!**

Also eine Verfassung für Oesterreich — keine französische Charte, kein englisches Parlament, keine Cortes, keine ungarische Constitution, Gott bewahre! — sondern eine österreichische Verfassung, eine Verfassung, die auf geschichtlicher Grundlage erbaut, die nationelle Eigenthümlichkeit berücksichtigend, die Rechte eines Volkes anerkennt und sichert, das mit seiner geprüften Treue, ungefälschter Biederkeit und vorgeschrittenen Bildung wahrlich nicht verdient, wie ein unmündiges Kind behandelt und von ministerieller Willkühr am Gängelbande herumgeführt zu werden; eine Verfassung, welche denjenigen, die zahlen, auch erlaubt, um die Verwendung dessen zu fragen, was sie jetzt von ihrem im Schweiße des Angesichts erworbenen Eigenthume als geheime Fonds in unbekannte Taschen zu unbe-

kannten Zwecken fließen sehen; eine Verfassung, bei welcher der Staatshaushalt aufhört, ein eleusinisches Mysterium zu sein, nur wenigen Eingeweihten zugänglich. Wenn man es aber nicht wagt, den Schleier zu lüften, der ihn jetzt verhüllt, wenn man Ursache zu haben glaubt, das Tageslicht zu scheuen, so sei man wenigstens konsequent und proklamire das Prinzip, nach dem man in der Praxis verfährt, auch zum herrschenden in der Theorie; man lasse dann jenes alberne Puppenspiel aufhören, das man einen Landtag nennt, und zwinge nicht vernünftige Menschen, vor den Augen der spottenden Welt die Komödie zu spielen, welche Steuerverwilligung heißt, zu deren vollständiger Aufführung man sich nicht scheut, den Beistand des heiligen Geistes blasphemisch anrufen zu lassen.

Der Graf von G* ist durch die Fürsorge seiner Ahnen, besonders eines unter ihnen, der holländischer Seelenverkäufer war, im Besitz von ausgedehnten Fideicommißgütern, über deren Verwaltung ein Mann die Oberaufsicht führte, welcher das oft sehr schwer beladene ökonomische Schifflein seines Herrn glücklich durch alle Klippen steuerte, auf denen es während eines Vierteljahrhunderts so häufig zu scheitern Gefahr lief. Allein da der Herr Graf nie den Satz begriff, daß man die Ausgaben nach dem Einkommen regeln müsse, oder, wenn er ihn begriff, Cavaliere seines Gleichen an ihn nicht gebunden glaubte; da auch die Frau Gräfin einige unschuldige Liebhabereien hatte, z. B. Cicisbeos und hohes Spiel, so konnte es nicht fehlen, daß trotz aller Bemühungen des Intendanten das Merkmal, wodurch sich der Mensch vom Thiere unterscheidet, an dem edlen Paare immer deutlicher hervortrat,

d. h. ihre Schulden fingen an, ein Gegenstand ernstlicher Besorgniß zu werden. Einschränkung war das einzige Mittel, welches dem drohenden Verderben vorbeugen konnte; es wurde vorgeschlagen, aber nicht nur zurückgewiesen, sondern man gab auch nicht undeutlich zu verstehen, wie man es hohen Orts mit großem Mißfallen bemerke, daß der Güterdirektor nicht aus Steinen Gold zu machen verstehe. Da das vorgerückte Alter dieses Mannes ihm nicht gestattete, diese Kunst noch zu lernen, so beschloß er, die Leitung der hochgräflichen Angelegenheiten einem geschicktern Alchymisten zu überlassen, und bat mit Beziehung auf ein halbes Hundert huldreicher Briefe mit glänzenden Versprechungen, lobenden Anerkennungen geleisteter Dienste, und die ihm gnädigst schriftlich zugesicherte Pension um seinen Abschied. Der Herr Graf geruhte ihm diesen zu ertheilen, indem er sein inniges Be-

dauern über diesen Schritt und die Hoffnung aussprach, das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihnen werde wie bisher fortdauern, und er habe die Absicht, ihm zu diesem Zwecke eines seiner Güter in Pacht zu geben, womit zugleich die versprochene, „ausgezeichnete" Pension in Verbindung gebracht werden könne. Allein der Herr Graf hatte sich nicht umsonst in den höchsten Hof- und Staatsämtern herumgetrieben; er beschloß, die Citrone noch ganz auszupressen, ehe er sie wegwarf, bei welchem diplomatischen Kunststück ihm die altmodischen Eigenschaften des Güterdirektors, der selbst ohne das leiseste Falsch am wenigsten seinem langjährigen Herrn und Freunde solches zutraute, trefflich zu statten kamen. Kurz — der Graf betrog den alten Mann um das kleine, in dreißig Jahren angestrengten Dienstes erworbene Vermögen, um Credit und Ehre — was man nämlich kauf-

männisch so zu nennen pflegt — und während das Söhnlein des Grafen Tausende im Spiel und mit Maitressen verschwendete, kämpfte jener Greis mit seiner Familie mit Kummer und Mangel, und starb endlich von beiden aufgerieben. Er hatte wohl den Rechtsweg eingeschlagen, allein sein Recht wog federleicht gegen den Namen, den Rang, die Titel, das Gold des Grafen, der den Prozeß auch gewinnen mußte, wenn er ihn blos in die Länge zog. Nun hat er ihn gewonnen — aber vor dem Cassationsgerichte drüben, vor der obersten Justizstelle, vor welcher sein Gegner jetzt steht, wird er ihn verlieren. Zwar hört er täglich eine Messe, begünstigt die Liguorianer, und verdreht höchst devot die Augen, aber damit kann er höchstens die Menschen, doch den Teufel nicht betrügen.

Ich sah jenen alten Mann drei Jahre lang sterben. Er trug sein Loos mit Würde und

Muth, und die Vorliebe für seinen Herrn verließ ihn selbst dann noch nicht, als sich ihm unabweisbar die Ueberzeugung aufdringen mußte, daß dieser Herr ein Schurke sei. Da sagte er nur manchmal vor sich hin: Ja, wenn wir Preßfreiheit hätten! — Ich würde es umsonst versuchen, hier darzustellen, welch tiefen Eindruck dieser so resignirt ausgesprochene Wunsch auf mich machte. So glaubte also der arme Greis, in ihr einen Schutz zu finden, welchen ihm siebzig Jahre eines edlen, thätigen Lebens nicht gewähren konnten; Schutz gegen das mit Orden dekorirte Laster, gegen bestechliche Justiz, gegen Gesetze mit wächserner Nase. Vielleicht hätte er ihn nicht gefunden; aber jene Macht, von welcher ein Unterdrückter Hülfe hoffte, erschien mir damals wie ein Schutzengel, und ist mir fortan heilig geblieben. —

Ich glaube, Katharina versuchte das Experiment, die Preßfreiheit in Rußland einzuführen; allein da unter den ersten Früchten derselben ein republikanisches Pamphlet und eine persönliche Satyre auf die Monarchin sich befanden, so beeilte sie sich, den gefährlichen Gast fortzuschaffen und schickte die Verfasser jener Schriften nach Sibirien. Auch die josephinische Periode brachte nicht vieles von bleibendem Werthe hervor: Oesterreich hatte zu tief geschlafen, und der Ruf Joseph's konnte es wohl wecken; aber es rieb sich noch lange die vom ungewohnten Tageslichte geblendeten Augen. Es war kaum der Mühe werth; als sie den Kaiser in die Gruft senkten, und die Preßfreiheit zu ihm in den Sarg legten, begab sich auch Oesterreich wieder zur Ruhe, und redet nur manchmal auf, wie im Traume. Jetzt bewegt sich in Katharina's Reiche die Presse

freier als in Joseph's Staaten, und was Puschkin sang, hätte in Oesterreich die Censur gestrichen.

Ich habe einmal darüber nachgedacht, was die Oesterreicher thäten, wenn z. B. die allgemeine Zeitung verboten würde. Es wäre ohne Zweifel eine sehr zweckmäßige Maßregel, und ich kann aus eigener Erfahrung versichern, daß die allgemeine Zeitung in jungen und alten Köpfen nicht selten Gesinnungen nährt, und zur Reife bringt, welche denen des österreichischen Beobachters diametral entgegen sind. Ich denuncire also hier die allgemeine Zeitung und empfehle sie für den Index. Welchen Aufschwung würde dann die einheimische Zeitungsindustrie nehmen, wie sehr würde sich die Literatur der Unglücksfälle, Hausmittel, Beschreibungen der an allerhöchsten Geburts- und Namenstagen veranstalteten Feste u. s. w. vervollkommnen, und welch glückliche Zeiten brächen für die Redaktionen der Wiener, Prager,

Grätzer, Klagenfurter Zeitung, des Tyroler Boten u. a. m., die dann nothwendiger Weise das Monopol der Neuigkeitskrämerei erhielten!

Was sagte wohl Charles Nodier dazu, wenn er die Laibacher Zeitung zu Gesicht bekäme, welche er einst als **Moniteur illyrien** redigirte, wenn er sie mit dem obskursten Departementsjournal seines Vaterlandes vergliche? Arme Laibacher Zeitung!

Auch in Deutschland gibt es eine Censur; aber dort ist sie nicht die Sense, welche unbarmherzig alles niedermäht, was sich über den kümmerlichen Graswuchs des Bodens erhebt, dort hat sie Achtung vor dem Ernst der Wissenschaft, vor dem Griffel des Genies. In Oesterreich entgeht nichts ihren Harpyenklauen; vom Theater- und Speiszettel, bis zum bändereichen Werk, das die Studien und Arbeiten eines Lebens umfaßt, wird alles beschnüffelt, und kein Quarantainedi-

rektor kann genauer und ängstlicher sein, als ein österreichischer Censor. Ihr Dichter und Denker meines Vaterlandes, euch inspirirt als zehnte Muse die Censur, statt der Lyra den Rothstift in der Hand, und wollt ihr ungekränkt in der Heimath sterben, so müßt ihr schweigen, fühlt ihr auch Kraft in euch zu arbeiten, wie eure Feunde jenseits der Grenze, schämt ihr euch auch der gezwungenen Unthätigkeit, der gemeinsamen Schmach, ihr müßt schweigen oder ruhig zusehen, wie man den Baum, den ihr gepflanzt, der unter euren Händen frisch und kräftig aufwuchs, zuschneidet wie den Taxusstrauch im altfranzösischen Ziergarten. Könnt ihr es nicht, so beseht euch das Gesetz und seine Nase — glaubt ihr sie ungestraft drehen zu können, so versucht es und Glück auf!

Ich will diese Blätter nicht mit Censuranekdoten füllen — es hieße Sand in die Wüste

tragen — ich will nicht wiederholen, was schon tausendmal und viel besser gesagt worden ist, als ich es sagen könnte; ich will nicht an jene Zeiten erinnern, wo man dem Volke die Zügel lockerte, weil es zu einem Satze ausholen sollte, welcher dem Reiter sonst leicht hätte den Hals kosten können; wo man es streichelte und mit Versprechungen fütterte, an denen sich das arme Thier den Magen verdarb — aber ich frage euch, wie läßt sich das Vertrauen, das, wie ihr sagt, Oesterreichs Volk an seinen Herrscher knüpft, mit dem Knebel vereinigen, womit ihr ihm den Mund verstopft?

Als — ich führe diese Thatsache an, weil ich selbst sehr nahe davon berührt wurde — als vor zwei Jahren eine nicht unbedeutende Anzahl von Zöglingen des Theresianums in Wien, Söhne der angesehensten Familien des Reiches, Opfer einer im höchsten Grade strafbaren Nachlässigkeit

wurden, veröffentlichte man einen Bericht, den die öffentliche Meinung als Lüge bezeichnete, und zwang geachtete Männer, ihre Namen darunter zu setzen, obwohl sie von der Falschheit alles dessen überzeugt waren, was sie bezeugen halfen. Es gelang vielleicht, einige Schwachköpfe irre zu führen, deren Evangelium ist, was das offizielle Siegel trägt — und die übrigen haben die Geschichte längst vergessen; aber ich sage mit dem Sprüchwort: Wer einmal lügt u. s. w., und frühere wie spätere Ereignisse haben nicht dazu beigetragen, meine Ansicht zu ändern.

Es gibt sehr viele Preßfreiheiten — so viel als Constitutionen und noch um eine mehr. Man kann sie allgemein in solche eintheilen, die es wirklich sind, und in solche, die es blos heißen. Wäre ich Oesterreich, so würde ich mich für jetzt mit einer aus den letztern begnügen; eine Freiheit, bei der die Grün's und Lenau's nicht genö-

thigt wären, ihre Produkte im Ausland drucken zu lassen, eine Freiheit, bei der Koch- und Gebetbücher aufhören würden, Hauptverlagsartikel unserer Buchhandlungen zu sein, eine Freiheit, welche die Mitte hielte zwischen Hamburg und Berlin. Nimmt ja auch das grüne Erin Abschlagszahlungen an von England, und Oesterreichs Volk ist kein ungestümerer Gläubiger.

„Ich brauche keine Gelehrten, sondern gute Unterthanen," so ungefähr sprach Kaiser Franz, als ihm auf einer Reise das Lehrercollegium einer Provinzialstadt vorgestellt wurde. Den verblüfften Professoren war es nie in den Sinn gekommen, Gelehrte zu bilden; sie hatten der kaiserlichen Willensmeinung nie zuwider gehandelt, und konnten sich von der ganzen gelehrten Welt ein

Zeugniß ausstellen lassen, daß sie nicht zu ihr gehörten. Die Furcht des Monarchen war in der That ganz ungegründet, und wenn Oesterreich je zur Republik werden sollte — wovor es Gott bewahre — so wird es sicher keine Gelehrtenrepublik.

Ich bin weit entfernt, die Fortschritte zu verkennen, welche Oesterreich in verhältnißmäßig kurzer Zeit gemacht, und wenn ich bedenke, daß die Sprache in Deutschland sich schon in den reinsten Formen bewegte, was man lutherisch deutsch nannte, während sie in Oesterreich noch mit den Fesseln eines barbarischen Kanzleistyls rang; daß dort Herder schrieb, während hier Storchenau debütirte, so kann ich nicht läugnen, daß Oesterreich schnell vieles nachholte, und seine Lehrjahre gut benutzte. Aber noch steht es in der großen Bell-Lankaster'schen Schule der Welt gegen manche seiner jüngern und kleinern Kame-

raden weit zurück, während es dieselben längst hätte einholen und übertreffen können, wenn nicht so lange Zeit frères ignorantins der verschiedensten Sorten zu seinen Lehrern bestellt gewesen wären. So kam es, daß nicht nur von den Heroen des Wissens beinahe keiner ihm angehört, sondern auch von den Sternen zweiter Ordnung nur wenige an seinem Himmel funkeln, und es selbst den besten Fernröhren kaum gelingen mag, die Nebenflecken, deren es so viele zählt, in kleine Sterne aufzulösen, was nur diejenigen nicht betrübt, welche gewöhnt sind, die Macht und Größe eines Reiches nach der Zahl der Soldaten zu messen, die es in's Feld stellt. Und ist, was in neuester Zeit geschieht, geeignet, eine bessere Zukunft vorzubereiten oder herbeizuführen? Bist du, schönes Tyrol, ein Aas, daß sich die Raben dort versammeln?

Ich hege keineswegs jene panische Furcht vor den Jesuiten, wie man sie ungefähr im dreißigjährigen Kriege vor den Schweden hatte; ich fühle sogar für manche aus ihrem Orden hohe Achtung — freilich sind diese schon todt — ich gehöre nicht zu jenen ängstlichen Zionswächtern, welche glauben, daß Alles verloren sei, wenn sich einer aus Loyola's Schülern blicken läßt, und möchte keine Gans sein, wenn ich durch mein Schnattern selbst das Kapitolium retten könnte. Ich glaube auch, daß man die Wirksamkeit der Jesuiten als Orden von der einen und von der andern Seite viel zu sehr überschätzt hat, und wenn ein geistreicher Schriftsteller sie eine Frucht nennt, entsprossen aus der buhlerischen Umarmung des römischen Katholizismus und der Welt, so kann ich dieser Vergleichung nur bedingte Gültigkeit zuerkennen, und bin der Meinung, daß ihre Macht auf einem Prinzipe

beruht, dessen Träger nicht sie allein sind, wenn es auch vorzüglich in ihnen zur Erscheinung kam, das lange vor Loyola existirte und keineswegs mit dem letzten S. J. sterben wird. Aber ich sehe auch nicht ein, durch welche Dienste sie die Protection verdienen, die man ihnen wieder zu Theil werden läßt, welche Garantieen sie gegeben haben, daß man Versuche macht, ihnen den Jugendunterricht theilweise anzuvertrauen, ich begreife nicht, wie es sich mit der Consequenz einer fast auf ihre Selbstständigkeit so eifersüchtigen Regierung verträgt, daß sie in ihrem Lande die Vorposten einer Armee duldet, die von einem auswärtigen General commandirt wird, deren Parole ihr unbekannt ist, deren Waffen einst auch gegen sie gekehrt werden können.

Die Trennung von Schule und Kirche, wie sie in einigen Staaten durchgeführt wurde, hat manches für sich, und dort, wo der katholische

Klerus seine hohe Mission vergißt, und sich aus einem Diener der Wahrheit und des Lebens zum Sclaven eines welschen Mönchs herabwürdigt, ist sie sogar nothwendig, wenn nicht jene Nacht einbrechen soll, welche nur das kümmerliche Licht einiger vor den Heiligenbildern brennenden Lampen dämmernd erhellt. In Oesterreich ist dies nun Gottlob! noch nicht der Fall, und obgleich der Einfluß, den die Geistlichkeit auf den Unterricht ausübt, die Anzahl der Lehrer, die aus ihrer Mitte gewählt werden, vielleicht zu groß ist, so verriethe es doch eine bedauernswerthe Einseitigkeit, wenn man dem andern Extreme huldigend, sich zum Prediger jener flachen Verstandesabgötterei aufwürfe, welche das Heil der Welt nur in Zahlen und Maschinen sieht, und sie am liebsten in eine einzige große Fabrik verwandeln möchte. Selbst die klösterlichen Institutionen, mit denen so viele Lehranstalten zusam-

menhängen, bedürften nur einiger Abänderungen, um den Anforderungen zu entsprechen, welche Religion und Wissenschaft an sie stellen, und es ist durchaus nicht unausführbar, diese ehrwürdigen Denkmäler einer oft verkannten Vergangenheit mit dem Bewußtsein der modernen Zeit in Einklang zu bringen. Dies wäre um so leichter, als keine Stifter unter ihnen sind, wie St. Gallen im Jahre 1291, wo der Abt mit seinem ganzen Kapitel nicht schreiben konnte, wie Einsiedeln im Jahre 1838 — und ich denke, daß ein St. Blasien, dem selbst Nikolai, der Ahnherr des preußischen Entdeckers von Italien, freigebiges Lob spendete, als Benediktinerstift der Menschheit nicht weniger nützte, wie jetzt als Fabrik des Baron von Eichthal. — Laßt also der Kirche immerhin ihren Einfluß auf die Schule, stellt Priester als Lehrer an, aber sorgt dafür daß sie Priester sind und bleiben können und

keine Pfaffen werden. Wissenschaft und Religion sind nicht unverträglich; diese braucht weder eine Magd, noch kann ihr jene, da es nur Eine Wahrheit gibt, je gefährlich werden. Allein ihr möchtet sie entzweien, darum macht ihr die eine zur Schwester der Polizei, und schlagt die andere in Fesseln, oder, wenn ihr das nicht könnt, so verschreit ihr sie als gottlos und revolutionär.

Ich habe keine Lust eine Literaturgeschichte von Oesterreich zu schreiben, und verweise auf die „National-Encyclopädie," wo alle einheimischen Celebritäten aufgestapelt sind, mit Ausnahme der meinigen und eines Dichters von meiner Bekanntschaft, welcher, seiner Profession nach ein Schornsteinfeger, seinen Kunden allneujährlich Gedichte von eigener Fabrikation zuschickt. Er beabsicht, „zu einem wohlthätigen Zwecke" eine Sammlung derselben zu veranstalten, und da österreichische Buchhändlerfirmen den Büchern nicht

zur Empfehlung dienen, so habe ich ihm gerathen, sie mit seinem Bilde in Stahlstich bei Cotta in Verlag zu geben, und benütze diese Gelegenheit, ein geehrtes Publikum auf die bevorstehende Erscheinung dieses zeitgemäßen Werkes aufmerksam zu machen.

Unter allen Einrichtungen, welche Oesterreichs Völker beglücken, ist keine beglückender als das Militärsystem. — Die europäischen Philanthropen haben sich heiser deklamirt gegen die republikanischen Amerikaner, welche ihre schwarzen Brüder in unchristlicher Sclaverei halten; einige haben daraus ein Argument gegen die republikanischen Verfassungen überhaupt hergenommen, andere haben sich geberdet wie der Pharisäer im Tempel und ich — ich schlug die Augen nieder und

seufzte: Herr, vergib uns unsre Schuld. Denn ich wußte nicht bei mir selbst, ob ich es vorziehen würde, Sclave eines amerikanischen Pflanzers, oder gemeiner Soldat in einem österreichischen Regimente zu sein.

Ich las neulich die Beschreibung einer Jagd, wie sie der Pascha von Aegypten manchmal veranstalten läßt, um seine Märkte mit Sclaven zu versorgen, und glaubte mich in die Berge meiner Heimath versetzt. Dort hetzt man die Rekrutirungsflüchtlinge auf dieselbe Weise, und mein Patriotismus mühte sich umsonst ab, einen spezifischen Unterschied zwischen beiden Verfahrungsarten herauszubringen. So oft eine Conscription beginnt, flüchten sich die jungen Bauernbursche in die Berge; von dort holt sie ein Detaschement ihrer künftigen Kameraden mit geladenem Gewehre, das sie nicht selten brauchen müssen, schlägt sie in Fesseln, und bringt sie zur Fahne,

der sie den Eid der Treue schwören müssen. Jetzt vertauschen sie ihr väterliches Haus, ihre Wälder und Gebirge mit den Räumen der Kaserne, ihre Freiheit mit dem Kommando des Stocks, ihr Liebchen mit der Muskete. Jetzt sind sie Sclaven — denn was ist ein Dienst, zu dem man gezwungen wird, den man nicht aufgeben darf, ohne sich den gröbsten Mißhandlungen auszusetzen, ein Dienst, in dem man der rohen Willkühr tyrannischer Vögte preisgegeben ist — was ist er anders als Sclaverei?

Auch in den Städten beginnt das widrige Schauspiel; wer nicht zu den Auserwählten, d. h. Adeligen gehört, und conscriptionsflichtig ist, der setze Geld und gute Worte in Bewegung, sonst muß er sich stellen, sich beschauen lassen wie ein Stück Schlachtvieh, und hat er gesunde Gliedmassen, die Musen, den Schreibtisch, das Comptoir, die Werkstätte mit dem Exercierplatz vertauschen.

Ich sah einst einen Studirenden der Philosophie vor der verhängnißvollen Commission, die ihn eben lossprach, als der Rittmeister des Remonte-Departements sich erhob und äußerte: „er könne ihn schon brauchen.“ Dabei blieb es, und der Philosoph konnte am nächsten Morgen Pferde striegeln. Ein Anderer, den ein ähnliches Loos traf, weigerte sich, den Eid zu leisten, und erklärte, er werde eher Alles über sich ergehen lassen, als zur Fahne schwören. Bauernburschen verstümmeln sich manchmal mit eigener Hand, um dem verhaßten Rocke zu entgehen, wobei sie freilich in Gefahr gerathen, vom Regen in die Traufe zu kommen; denn man kann sie dann noch beim Train brauchen. Die Fürsorge der Regierung sollte wenigstens auf dem flachen Lande einen Kern gesunder und kräftiger Leute zurücklassen, damit es ihr nie an reglementmäßig gebauten Kamaschenhelden fehle; denn es wird den Beauf-

tragten immer schwerer, sie aus der Schaar Krüppel, welche zur Landesvertheidigung zusammengetrieben werden, herauszulesen. Oder man nehme mit solchen Rekruten vorlieb, wie sie Fallstaff auf das Schlachtfeld schickte.

Die europäische Civilisation kann allerdings die stehenden Heere nicht mehr entbehren, und nächst der Liebe des Volks ist eine Armee von **300,000** Mann die stärkste Säule des Thrones. Auch eine große Anzahl von Edlen, welche vor Begierde brennen, ihren Degen im Dienste des Vaterlandes zu ziehen, und nebenbei in der Garnison ein Schlaraffenleben zu führen, wüßten nicht, was sie mit ihrem Ichor anfangen sollten, wenn so viele Lieutenantsstellen auf einmal überflüssig würden. Der hohe Adel, welcher jetzt, wie einst Karl den Großen seine Paladine, in knapper Uniform den Thron umgibt und auf Hofbällen tanzt, würde aus seiner Heldenlauf-

bahn herausgeschleudert, und alle verdorbenen Studenten, ruinirten Bonvivants, alle Väter, die mit ungerathenen Söhnen gesegnet sind, kämen sehr in Verlegenheit, wenn die Anzahl der Priester des Mars verringert, und die fleißiger Bürger, arbeitsamer Landleute vermehrt werden sollte. Die Blutigel im Sumpfe der modernen Civilisation müßten Hungers sterben, die Conscriptionsbeamten kämen um ihre Apanage, die Bauerntyrannen könnten eine Geisel weniger schwingen, eine babylonische Verwirrung, eine allgemeine Revolution wäre die Folge, und der jüngste Tag bräche an!

Aus diesen und andern Ursachen ist es baarer Wahnsinn, gegen die ungeheuern stehenden Heere zu sprechen, und was Kant „vom ewigen Frieden" und Bernardin de St. Pierre gefaselt, ist ohnedies Ideologie und gehört in den Mond.

Und warum sollte dem Oesterreicher nicht recht sein, was dem Preußen, Franzosen u. a. billig ist?

Die österreichische Armee hat drei wesentliche Auszeichnungen: 14jährige Capitulation, Ausnahmsgesetze und den Stock. Wißt ihr, was den Sohn des Landmanns in die Berge treibt, wenn ihr ihn auffordert, die Uniform anzuziehen? Er will nicht vierzehn der schönsten Lebensjahre in Fesseln zubringen, er will die Freuden seines Dorfes nicht mit dem Commisbrod vertauschen, das ihr ihm als Lockspeise bietet; er will es wenigstens nicht 14 Jahre lang essen. Wißt ihr, was den Stand entehrt, bei dem Ehre die Haupttriebfeder sein soll, was ihn zur Sclaverei, und diejenigen, welche seinen niedersten Abstufungen angehören, zu Heloten macht? Eure Gesetze, welche die Verpflichtung zu ihm mit Ausnahmen umgeben, die z. B. den Adel davon

losſprechen, der einſt von ihm den Namen erhielt, bewirken, daß ſich der Abſchaum der Geſellſchaft darin concentrirt; eure Reglements, welche die Herrſchaft des Stocks proklamiren, und die Soldaten der Willkühr eines rohen Unteroffiziers, eines unbärtigen Lieutenants preisgeben, eure Hintanſetzung des Verdienſtes gegen den Zufall der Geburt. Wißt ihr, was ihn verhaßt macht? Eure Politik, die zwiſchen ihm und den andern Ständen eine Scheidewand aufführt, die ihn zu einer Schaar von Häſchern herabwürdigt, welche weniger das Vaterland gegen ſeine Feinde, als euch gegen die Liebe des Volkes vertheidigen ſollen, die Croaten zu Welſchen und dieſe zu den Deutſchen ſchickt; und wenn ſie daheim nichts zu thun haben, ſo leiht ihr ſie euren guten Freunden, — dem Pabſte, dem Herzoge von Modena u. ſ. w.

Nennt unter diesen Umständen die Deserteurs nicht Meineidige, — gebt ihnen die Bastonade, zerfleischt ihren Rücken mit Spitzruthen, erschießt sie — aber nennt sie nicht Meineidige. Ihr nahmt ihnen die Fesseln ab, damit sie die Hand zum Schwure erheben konnten; allein Gott hörte diesen Eid nicht — doch die Seufzer zählt er, welche euer System auspreßt, die Blutstropfen, welche es vergießt.

Ein sehr interessanter Gegenstand des Studiums ist der österreichische Staatsschematismus, dessen Lektüre ich wegen der blühenden Sprache, der eleganten Präcision des Styls, der gediegenen Tiefe des Inhalts allen empfehle, die ihn noch nicht gelesen haben. Er zergliedert den Bau

jener stolzen Pyramide, welche auf der Basis unzähliger Schreiber der verschiedensten Benennungen sich endlich in die Staats- und Cabinetsminister und das unverantwortliche Haupt zuspitzt; er lehrt uns wenigstens die Namen einiger Gänge jenes Labyrinths kennen, in dem ein zweiter Theseus mit dem Minotaurus der Revolution kämpft, oder nach einer andern Lesart ihn schon besiegt hat; er ordnet mit Linnéischer Systematik die Familien, Geschlechter, Arten und Abarten der Schmarotzerpflanzen, die auf unserm vaterländischen Boden so üppig gedeihen, wie einst auf der deutschen Eiche die heilige Mistel; er ist die große Musterrolle des stehenden Heeres von Beamten, an welches der Prophet vielleicht dachte, als er von den Heuschreckenschwärmen sprach, die unter Israel hinziehen und es verwüsten werden. Ich wenigstens empfand einen ähnlichen Eindruck, als ich von Metternichs Kol-

legen bis zu jenen, die da Zoll einnehmen an den Wegen, oder die Thüren der Rathsäle hüten, alle durchgemustert hatte, welche das Recht haben zu sagen: „Ich bin ein kaiserlicher Beamter,“ um sich dabei in die Brust zu werfen.

Der verstorbene Fürst Pückler, der bekanntlich eine ungemein große Vorliebe für die preußische Beamtenaristokratie hatte, berechnete irgendwo, durch wie viele amtliche Hände dort eine, ich weiß nicht mehr, welche Bagatelle gehen müßte, um zur Entscheidung zu gelangen: in Oesterreich hätte er ein ausgedehntes Feld für diese Art der angewandten Mathematik finden, und seine Beobachtungen über die Menschenrace, die man Beamte nennt, in großartigem Maßstabe anstellen können. Denn auch hier ist dafür gesorgt, daß der Geschäftsgang nicht zu einfach, der Einzelne nicht zu sehr beladen werde; auch hier gibt es Controlen für die Controleure der Controlen, und

auch hier wird trotz diesen der Staat d. h. das steuerzahlende Volk jährlich um einige Kreuzer geprellt, so daß es von Zeit zu Zeit nothwendig wird, ein Exempel zu statuiren nach der Melodie des bekannten Sprichwortes: Die kleinen Diebe u. s. w. Nebstdem hätte der verstorbene Fürst einige bemerkenswerthe Pflanzenvarietäten studiren können, welche in dem dürren Sandboden der Mark nur kümmerlich fortkommen, während sie in der fetten Dammerde Oesterreichs üppig wuchern, z. B. die Hofräthe. Im übrigen Deutschland, besonders in Preußen, ist es mit den Hofräthen schon so weit gekommen, daß sie mit den Doctoren der Philosophie beinahe auf gleicher Linie stehen, fürwahr ein höchst trauriges Loos! Um so trauriger, wenn sie nach ihren Titelkollegen an der Donau blicken. Ich selbst hatte einst Aussichten, Hofrath zu werden (ich war damals 12 Jahre alt); allein sie haben sich zum Glück

nicht verwirklicht, denn wäre ich's geworden, so würde das Publikum nicht das Vergnügen haben, diese Blätter zu lesen. Ein österreichischer Hofrath schreibt in der Regel nichts, und ich kenne nur zwei lebende Ausnahmen von freilich sehr verschiedener schriftstellerischer Berühmtheit — eine todte ist der Hofrath Born, der die Amalgamation des Quecksilbers und die Classification der Mönche erfand. Dafür bekommt er einen jährlichen Gehalt von 4 — 6000 fl. C.-M., und gehört naturgeschichtlich zu jenen, welche der gemeine Mann „große Thiere," der Kanzlist „Ew. Gnaden" zu nennen pflegt. Solche Hofräthe gibt es nun 1 — 2 Centurien, von denen die meisten als Glieder der Hofstellen in Wien residiren, die übrigen aber unmittelbar an der Beglückung der Provinzen arbeiten.

Eine eigenthümliche Abart von Beamten sind die „Ueberzähligen" und „Unbesoldeten," welche

vorzugsweise bei den politischen Stellen, den Gubernien oder Regierungen und Kreisämtern angetroffen werden. Diejenigen hochadeligen Genies, welche sich herablassen, die Schlösser ihrer Ahnen und den ritterlichen Degen mit den Büreaus und der Feder zu vertauschen, halten es unter ihrer Würde, eine Besoldung anzunehmen, bis sie ein gewisses Minimum erreicht hat, und es ist zu bewundern, mit welch' wahrhaft republikanischer Uneigennützigkeit sie es vorziehen, einige Jahre nichts zu bekommen, und dann gleich mit **2000** Gulden anzufangen, als eine doppelt oder dreimal so lange Zeit mit dem dritten oder vierten Theile dieser Summe verlieb zu nehmen. Ich will diese Praxis durch ein Beispiel deutlich machen. Graf N. tritt als Praktikant bei dem Gubernium ein, wird in zwei Jahren unbesoldeter Kreiskommissär, dann unbesoldeter Gubernialsecretair oder etwas ähnliches, und we=

gen seiner ausgezeichneten Talente und bisherigen unentgeltlichen Dienstleistung nach **6** bis **8** Dienstjahren zum Gubernialrath mit **2** bis **3000** Gulden Gehalt befördert. N. N. tritt zu gleicher Zeit ein, prakticirt **6—8** Jahre, wird dann besoldeter Kreiskommissär mit **700—1000** Gulden Gehalt, und erreicht, wenn er vom Glücke begünstigt ist, in **15—20** Jahren die Stufe, von welcher sein einstiger Kollege schon längst zu einem Präsidentenfauteuil hinaufgehüpft ist. Bei den richterlichen Behörden, die auch in Oesterreich die ehrenwertheste Klasse bilden, hat man erst vereinzelte Versuche gemacht, dieses Unwesen einzuführen; zum Glück übt die Art der Wirksamkeit, der Ernst des Amtes von selbst einen abschreckenden Einfluß auf jene gesellschaftlichen Frohnen aus.

Wir haben freilich keine Charte, in der es heißt, daß alle Oesterreicher vor dem Gesetze gleich

sind; aber ich denke, dieser Artikel ist in das Herz jedes redlichen Mannes so deutlich eingeschrieben, daß er seine Verletzung, auch wenn sie gegen keine Constitution verstößt, weil keine vorhanden ist, stets als eine Handlung brandmarken muß, gegen die sich das öffentliche Gewissen empört. Bei der Besetzung von Offiziersstellen, besonders höhern, ist es fortwährend Regel geblieben, den Adel nicht blos zu begünstigen, sondern fast ausschließend zu berücksichtigen, und man braucht nur die Listen der angestellten und nicht angestellten Generale, der Regimentscommandanten und Stabsoffiziere durchzugehen, um sich davon zu überzeugen; auch will ich über diesen Gegenstand nicht mehr Worte verlieren und es übergehen, daß Napoleon seine Siege nicht mit den Ahnen seiner Generale erfocht, da es allgemein angenommen zu sein scheint, das Heer sei eine Versorgungsanstalt für adelige Müßiggänger.

Auch ist es unvermeidlich, nachdem die Zeiten vorüber sind, wo Gott selbst die Richter in Israel bestellte, daß hie und da etwas anders berücksichtigt wird, als Verdienst und Brauchbarkeit; allein es soll nicht zum System werden, von der Ertheilung eines Stipendiums an Studirende an bis zur Ernennung von Chefs der Behörden Adelige, Verwandte und Protegirte aller Art auf Kosten derjenigen zu begünstigen, welche nichts als Talent, Fleiß und Dienstjahre in die Wagschale legen können. Es gibt einige Familien, welche für Oesterreich das sind, was die Beresford für die Hochkirche Irlands, und diese Thatsachen sind so allgemein bekannt, das Axiom, daß man ohne Protektion nicht weiter kommt, ist so unbestritten, daß es eben so lächerlich wäre, sie in Abrede zu stellen, als unnütze, Beweise anzuführen, auf welch ungescheute Weise der gröbste Nepotismus in Oesterreich sich breit macht.

Ein Mangel, ohne welchen der Staatsschematismus noch mehr Interesse böte, besteht darin, daß den Namen der Behörden und Beamten nicht die Summen beigefügt sind, welche sie offiziell kosten. Zwar bliebe auch dann noch eine bedeutende Lücke auszufüllen, in der z. B. das begriffen wäre, was nicht auf dem Besoldungsbogen steht, wie der Werth der Herrschaften, welche irgend ein hochgestellter Finanzmann von Zeit zu Zeit aus seinen Ersparnissen sich ankauft u. a. m.; aber man könnte dann wenigstens die ungefähre Tiefe eines der Abgründe messen, in welche der Abgabenpaktolus in goldenen Cascaden sich stürzt. Ich bin nun allerdings nicht der Meinung, daß man diejenigen, welche die schönsten Jahre ihres Lebens im Aktenstaub und hinter den Schreibtischen der Kanzleien zubringen, gerade so reichlich füttern müsse, daß sie nicht Hungers sterben; ich glaube vielmehr, daß die

als Beamten an die Staatsgaleere geschmiedeten Sclaven nicht nur anständig, sondern selbst reichlich bedacht werden sollen, daß es keine verkehrtere Oekonomie geben kann, als dort sparen zu wollen, wo der Diener die Mittel in Händen hat, sich selbst bezahlt zu machen, und daß man mit wenigen, gut gewählten, gut bezahlten und darum pflichtgetreuen Dienern mehr ausrichte, als mit vielen hungerleidenden Nichtsthuern oder Betrügern. Aber der Glanz eines Kaiserthrones erfordert nicht, daß man ihn mit einer Schaar üppiger Sykophanten umgibt, welche sich auf der Stufenleiter vom Obersthofmeister bis zum letzten Hofküchenjungen bewegen; das Wohl des Reiches erfordert nicht, daß man seinen höchst- und hochgestellten Dienern ungezählt Tausende zuwirft, während mancher Dorfschulmeister, der vielleicht angestrengter arbeitet und nützlicher wirkt, mit Noth und Elend kämpft; es fordert nicht,

daß man die Beamtenhierarchie zur Hydra mache, welche mit zahllos anschwellenden Ringen den Staat umschlingt. Wollt ihr aber sparen, so beginnt von oben, vertheilt den Lohn nach der Arbeit, vereinfacht den Geschäftsgang, eröffnet den Köpfen und Händen, welche dann in den Kanzleien überflüssig werden, neue Bahnen, anstatt wie bisher alle Versuche dieser Art mit gelb und schwarz gefärbten Schranken zu umgeben; dann übt strenge Kontrolle, fordert von denen, deren Arbeit ihr für den Staat in Anspruch nehmt, indem ihr ihnen reichliche Vergeltung gebt und das Loos ihrer Wittwen und Waisen sichert, fordert von ihnen strenge, unermüdete Pflichterfüllung, fordert sie von Allen, und seht zu, daß sie euch werde.

Ihr aber da unten, les't den Staatsschematismus, berechnet dazu die Anzahl derjenigen, mit denen man eure Liebe bewacht, und klagt nicht

mehr über Steuerdruck, klagt nicht mehr darüber, daß mehr als zwanzig Friedensjahre eure Lasten nicht vermindert haben. Vermißt in eurem Lande nicht die Kunstschöpfungen Baierns, die Schulen Preußens, die Industrie Sachsens — ihr habt ja dafür eine Million Soldaten und Schreiber als Ersatz.

—— —

Daß unsere Zeit an Extremen die fruchtbarste ist, beweis't auch ein Ereigniß der jüngsten Tage. Die protestantischen Radikalen Zürichs wollen, daß Dr. Strauß ihre künftigen Geistlichen bilde, während die katholischen Absolutisten Oesterreichs den Jesuiten eine Lehranstalt übergeben. Dort handelte man, wenigstens ostensibel, in der Consequenz des Protestantismus; hier nach den Grundsätzen jener retrograden Politik, in der man das

einzige Heil für die Welt zu erblicken glaubt. Oder will man das Gebäude der Kirche mit neuen Säulen stützen, und sucht dazu diejenigen aus, welche sich schon einmal als morsch erwiesen haben? Die katholische Kirche Oesterreichs bedarf derselben nicht, und wehe jeder, die ihrer bedürfte! Ich bin Katholik aus Ueberzeugung und Bedürfniß, aber ich müßte mich der Religion schämen, zu der ich mich bekenne, wenn sie sich nicht aufrecht halten könnte ohne die Krücken, welche man ihr darbietet, wenn sie nichts wäre als das gefällige Werkzeug in den Händen eines Despoten, mag dieser eine Tiare oder eine Krone tragen; nichts als der Alp, der uns in schweren Träumen drückt. Behaltet also die Jesuiten für euch, stellt sie in euren diplomatischen Kanzleien an, wo sie ohnedies Kollegen genug haben; aber baut eure Teufelskapellen nicht an den Dom der Kirche, entweiht den Tempel des Herrn nicht

zum Kaufhause, in dem ihr um Völkerglück feilscht, kuppelt nicht die Religion an die Polizei, um mit dieser Meute euer Wild zu jagen, und geberdet euch nicht so fromm, wie eine alte Betschwester, oder wie Judas, als er den Meister küßte.

So wenig also die katholische Religion denen Dank schuldig ist, welche die Jesuiten protegiren, so wenig ist sie es auch denen, welche die Bischöfe ihrem ursprünglichen Berufe so sehr entfremdet, und sie aus Nachfolgern der Apostel zu Grundherren, Kapitalisten und zu allem eher gemacht haben, als zu dem, was sie sein sollen: Vorbilder der Priester und Gläubigen in Lehre und Wandel. Ein goldener Stab, ein hölzerner Hirt — sagten unsere Väter, und die englische Hochkirche zeigt, wohin die goldenen Stäbe auch in unsern Tagen noch führen. Allerdings läßt sich den Bischöfen eben so wenig zumuthen, sich

mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren, wie weiland die Apostel, als den Ministern, den Pflug zu führen wie Cincinnatus; doch, scheint es, hat man sich von dieser antiken Einfachheit etwas zu weit entfernt, und wenn, wie es in der Schrift heißt, der Priester vom Altare leben soll, so werden darunter nicht Palläste, Landhäuser, Postzüge u. s. w. verstanden. Kein Volk hält seit Jahrhunderten treuer an seinem Glauben als das irische, obwohl seine Bischöfe nicht zu den weltlichen Fürsten gehören, und über Tausende verfügen; nirgends war die Kirche entarteter und die Religion tiefer gesunken als in Spanien und Frankreich, ungeachtet der Klerus die Hälfte des Reiches besaß. Mit welcher Stirne soll ein Bischof die Lehre desjenigen predigen, der da sagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ „Seid demüthig, wie ich von Herzen demüthig bin,“ wenn ihn vor der Kirchthüre eine von

Gold schimmernde Equipage und reich galonirte Bediente erwarten, um ihn in seinen prächtigen Pallast zu einem ausgesuchten Diner zurückzuführen? Woher soll er den Muth nehmen, ein Fastenmandat zu erlassen, er, auf dessen Tafel die Leckerbissen aller Zonen sich begegnen? Diese unnatürliche Ehe zwischen weltlichem Prunk und geistlicher Demuth, die stets geschlossen wurde, sobald die katholische Kirche aus einer streitenden und unterdrückten sich zur siegenden und herrschenden erhob, war und ist eine Hauptquelle so vieler Abfälle und Spaltungen, und eines der größten Hindernisse, welches der Rekonstruirung des hierarchischen Baues auf den Grundlagen wahrer Katholizität entgegensteht.

Es gibt in Oesterreich Bisthümer, deren Einkünfte die einer kleinen deutschen Souverainetät übersteigen, und kein deutscher Bischof bezieht dort, wenn ich nicht irre, weniger als 12,000 Gul-

den C. M. Dies macht sie weder ehrwürdiger noch tauglicher, ihrem Amte mit Segen vorzustehen; vielmehr führt der Apparat von Luxus, welcher sie dem zu Folge umgibt, eine Scheidewand auf, die sie nicht nur schroff von den ärmern Classen ihrer Diözesanen trennt, sondern auch den Abstand zwischen ihnen und den einfachen Priestern zu grell macht. Die hohe Würde der Religion imponirt uns nicht durch den Kirchenfürsten in prangenden Gewändern, der in glänzender Karrosse fährt — sie ergreift uns mächtiger im Leben eines armen Landpfarrers, der seine Tage voll Mühsal und Entsagung im einsamen Gebirgsdorfe zubringt.

Wir haben es in Oesterreich freilich mit keinem Episkopate zu thun, wie er in Frankreich vor der Revolution gewesen sein mag, und ich wüßte wenige unter den Collegen und Nachfolgern der Salm, Hohenwart, Rudnay, Pyrker, denen ich

ihre Einkünfte nicht von Herzen gönnte; auch wünschte ich nun und nimmermehr, in meinem Vaterlande jene Leichtfertigkeit zum Prinzip erhoben zu sehen, mit der man sich nicht schämt, was unsere Väter im frommen Glauben zum Heil ihrer Seele auf den Altar der Kirche legten, nicht nur zu unkirchlichen, sondern manchmal zu sehr unheiligen Zwecken zu verwenden; aber ich zweifle nicht, daß es auch hier eine Weise gibt, die Achtung für die Vergangenheit und das Bestehende mit den Forderungen zu vermitteln, welche unsere Zeit so gut an uns stellt, wie die Vergangenheit solche an unsre Väter stellte. Keinem Regenten fällt es jetzt mehr ein, ein Bisthum zu errichten und ihm zur Dotation Güter im jährlichen Ertrage von 5000 Gulden C. M. anzuweisen; allein es ist nicht weniger unpassend, solche Stiftungen aufrecht zu erhalten, dort aufrecht zu erhalten,

wo es Kapläne und Schullehrer gibt, welche für den tausendsten Theil dieses Jahrlohns im Weinberge des Herrn arbeiten müssen, und nur Thorheit oder Heuchelei kann mit dem Buchstaben einer alten Urkunde Abgötterei treiben und darüber den Geist vergessen.

Kirchliche Beschlüsse regeln die Verwendung des Einkommens der Kirchen und ihrer Diener; mögen daher wenigstens diejenigen, von deren Vorgängern sie erlassen wurden, auch in dieser Beziehung nicht blos Hüter und Bewahrer der ihnen anvertrauten Ueberlieferungen sein, möchten sie in keiner Beziehung den Hunden gleichen, welche die unterirdischen Schätze bewachen, sondern jenen, die sie mit der Wünschelruthe an den Tag fördern.

Unser Privat- wie unser öffentliches Leben ist größtentheils auf Lügen basirt, und wir haben uns an diesen Zustand der Dinge so gewöhnt, daß wir große Augen machen, wenn die Wahrheit da oder dort hervortritt und sich ihr Recht vindicirt. Sie ist besonders denen unbequem, welche sich seit zwanzig und mehr Jahren so viele Mühe geben, um das gährende Europa Reifen zu schlagen, damit die ungestümen Säfte das morsche Holzwerk des Fasses nicht sprengen, in welches man sie einschloß. Diese möchten gerne Andere glauben machen, was sie selbst nicht glauben, und sich das Ansehen geben, als säßen sie auf dem delphischen Dreifuße; aber die heutige Zeit läßt sich nicht mehr mit Orakelsprüchen abspeisen und ist weit entfernt, in der Menge schwebender Fragen einen Beweis für die höhere Begabung jener zu erblicken, welche weder die Weisheit haben, sie zu beantworten, noch

den Muth, sie zu durchhauen, die sich schon längst hätten insolvent erklären müssen, wenn sie nicht Wechsel auf die Nachwelt zögen, welche die Gegenwart einstweilen zu honoriren gutmüthig genug ist. Sie kommen mir vor, wie der Kobold des Rabbi von Prag, der sich geberdete wie ein Lebender, bis ihm der Meister den Papierstreifen mit den Zauberversen aus dem Hirnschädel nahm, worauf er in Staub zusammensank. Auch ihre Stunde wird kommen; bis dahin aber ist es unsere Pflicht, nicht durch stillschweigende Connivenz Mitschuldige eines Systems zu werden, dessen Immoralität nur von seiner Unverschämtheit übertroffen wird.

Ich will es dahin gestellt sein lassen, inwiefern diese Worte auch auf Oesterreich ihre Anwendung finden; aber ich kann nicht umhin, hier eine Enttäuschung auszusprechen, welche ich erfuhr, als ich das erste Mal „über den Rhein flog." Ich

hatte von Jugend an die Herrscher meines Vaterlandes von einer Strahlenkrone umgeben gesehen; man pries sie mir als die Genien, welchen es allein gelungen sei, die Ruhe und das Glück der ihrem Schutze anvertrauten Völker zu bewahren, und sie vor den unseligen Folgen der Revolution zu schützen, die man mir als den Abgrund schilderte, in den die Welt kopfüber mit Mann und Maus stürzen müsse, wenn sie auf die Warnungstafeln nicht achte, welche der Generalpolizeidirektor Europa's überall ausgestellt; als den brüllenden Löwen, der nicht nur umhergehe und suche, wen er verschlinge, sondern bereits einige Bissen zur Verdauung präparire, die man ihm kaum mehr werde entreißen können. Glück und Oesterreich schienen mir identisch; dieses war mir Abrahams Schoos, in dem es sich, wie bekannt, so behaglich schlafen läßt, zu dem Verdammte aller Art sehnsüchtig emporblicken, nur

um einen Wassertropfen flehend für ihre durch die Revolutionshitze ausgetrocknete Zunge.

Da packte ich nun eines Tages meinen Koffer mit österreichischem Glück an, und faßte den menschenfreundlichen Entschluß, den armen Leuten jenseits der Grenze davon auszutheilen, so weit mein Vorrath reichte. Ach wäre ich daheim geblieben! Die Einen wiesen meine Gaben mit dem Bemerken zurück, sie bedürften ihrer nicht; die Andern bedauerten mich sogar und boten mir von ihrem Ueberflusse an. Ich fand Vieles so wie bei uns, einiges besser, weniges schlechter, aber alles ganz anders, als man mir es eingebildet hatte. Da gab es überall Reiche, die Geld hatten und gut lebten, und Arme, die keines hatten und hungerten, gerade wie bei uns; überall Leute, die zufrieden und wohlgenährt aussahen, wie ein Wiener Hausherr, und solche, deren Wangen der Kummer gebleicht und

ausgehöhlt hatte, wie einem Staatsgefangenen auf dem Spielberg, überall Landesväter, Soldaten, Minister, Geistliche, Steuereinnehmer, kurz, den ganzen Beglückungsapparat, von dem ich früher in meiner Einfalt Oesterreich das Monopol zuschrieb. Selbst in einer Republik, deren Gebiet ich auf meiner philanthropischen Entdeckungsreise betrat, fraßen sich die Leute nicht untereinander auf; sie kochten das Fleisch wie wir, und tranken Wein dazu, wenn sie welchen bezahlen konnten. Ich fand auch dort manches, was ich in meinen Koffern vermißte, und gelangte endlich, wiewohl widerstrebend, zu der schmerzlichen Ueberzeugung, daß ich der Düpe eines Marktschreiers gewesen, der sein Beglückungselixir nur darum so hoch preis't, weil er mit dessen Hülfe seine eigenen Taschen füllt. Ach wäre ich daheim geblieben!

Doch lernte ich dich inniger lieben, mein Vaterland! als der erkünstelte Nimbus schwand, mit dem sie weniger dich als sich selbst beherrschen wollen. Wohl entbehrst du Vieles, was man an den gelb und schwarzen Schlagbäumen für Contrebande erklärt, und manchen Baum vermisse ich in deinen Wäldern, manche Blume in deinen Gärten, welche auf deinem Boden ebenso schön und kräftig wachsen würden wie in fremder Erde; aber vielleicht sind die Samen dazu schon gelegt, vielleicht ist die Zeit nahe, welche sie zur Reife bringt und dir ihren Schatten, ihre Blüthe und ihre Frucht.

Ich sah dich einst im Traum, mein theures Vaterland!
Du warst so ernst und bleich, gefesselt war die Hand;
Im Haar den Kranz von Immergrün, im dunklen Kleid,
Trugst auf dem Antlitz du die Spur von tiefem Leid.

Drauf ich zu deinen Füßen weinend niedersank,
Und bracht' in Thränen dir des treu'sten Sohnes Dank—

Die Kette wollt' ich brechen, doch du wehrtest mir
Mit sanftem Blick und winktest, und ich folgte dir.

Wir traten schweigend in die Gruft, wo Sarg an Sarg
In langer dunkler Reih' den Staub von Kaisern barg;
Die Stätte letzten Schlafs der Herrscher dieser Welt
Ein dämmernd Lämpchen nur bewachet und erhellt.

Vorüber ihnen allen glittst du geisterhaft,
Vor einem stand'st du still, gebannt von seiner Kraft:
Das Aug' ward glänzend dir, du beugtest dich hinab,
Und nahmst den Kranz vom Haupt und legtest ihn auf's Grab.

Dann war es mir, als hört ich flüstern dich ein Wort,
Zu wecken diesen Todten — doch er schlief ihn fort
Den tiefen Todesschlaf; der Deckel sprang nicht auf,
Und trauernd schrittest du zur Oberwelt hinauf.

Wir kamen auf den Platz, wo segnend seine Hand
Des Kaisers Standbild ausstreckt über Volk und Land —

Du knieteſt hier, verſankſt in brünſtiges Gebet,
Wie frommer Glaub' zu Gott durch ſeine Heil'gen fleht.

Da ward's auf einmal hell um dich; die Feſſel ſprang
Und fiel auf den granit'nen Stein mit dumpfem Klang —
Ich wachte auf. Es war noch Nacht. Der Mond beſchien
Des Imperators Bild, und ſtill war's rings um ihn.

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo eine Partei, die sich das Monopol der Katholizität zueignet, und die Religion für sich allein gepachtet zu haben glaubt, den finstern Geist heraufbeschwören will, aus dem der 30jährige Krieg und Deutschlands Zerrissenheit und Erniedrigung hervorging, blickt nicht nur jeder denkende Katholik, sondern überhaupt Jeder, dem die wahre Religion am Herzen liegt, mit wehmüthigem Bedauern auf eine Periode zurück, in der für die katholische Kirche Deutschlands die Bahn zu einer würdigen und edlen Zukunft gebrochen wurde, ohne daß es ihr bis jetzt gelang, das Ideal zu verwirklichen, welches den erleuchteten

Männern jener wie aller Zeiten vorschwebte. Wir meinen das Zeitalter Kaiser Joseph's II., dessen Leben der Aufgabe geweiht war, sein Volk geistig zu erheben. Wenn es ihm auch nicht vergönnt war, diese Aufgabe ganz zu lösen, so war doch das Opfer seines Daseins, das in ungewöhnlicher Kraftanstrengung erlag, nicht fruchtlos, und der Same, welchen er ausstreute, wurde nicht vom Winde verweht. So kommt es, daß die ultramontanen Tendenzen bei Oesterreichs Klerus und Volk wenig Anklang finden und diese bereit sind, jeder Leitung auf das freudigste zu folgen, welche ihnen in Joseph's Geist vorgezeichnet wird. Begreiflicher Weise kann dies in Oesterreich nur von der Regierung ausgehen, und wie sehr man sich auch bemüht, diese als römisch gesinnt darzustellen, so ist doch ihre Selbstständigkeit entschieden, und es ist gewiß, daß sie im Kreise ihrer Wirksamkeit nie das

Aufkommen einer Partei gestatten wird, welche nur kriecht und schmeichelt, um dann desto unbeschränkter tyrannisiren zu können. Wir könnten zum Beweise dieser Ansicht mehrere Thatsachen bringen, die wohl Niemand in Abrede zu stellen vermag. So z. B. besteht in Oesterreich der Orden der Ligorianer schon seit beinahe zwanzig Jahren, aber ihr Einfluß ist Null, und jeder, der Oesterreich und zunächst die Orte, in welchen sie Collegien oder Rektorate haben, nur einigermaßen kennt, kann sich überzeugen, wie sehr die Volksstimmung ihnen entgegen ist. In Wien äußert sich diese von jeher in Bonmots, so sagte man z. B., der Kaiser Joseph bekomme stets Ueblichkeiten, wenn ein Ligorianer über seinen Platz gehe (wo des Kaisers Reiterstatue steht.) Ein Bischof, dessen geistige Eigenschaften ihn zu einer Zierde seines Standes machen, weigerte sich auf das bestimmteste, sie in seine Diö-

zese aufzunehmen, und es bedürfte nur eines Federzuges von Oben, um ihrer Existenz als Orden in Oesterreich ein Ende zu machen, ohne daß sich eine Stimme des Bedauerns deßwegen erhöbe. — Nicht besser geht es den Jesuiten; in Grätz, wo sie ein Noviziat errichtet haben, ruft der Anblick dieser Herren, die dort wie in ganz Inneröſterreich noch von den Zeiten des Erzherzogs Ferdinand her durchaus nicht in gesegnetem Andenken sind, zuweilen öffentliche und auffallende Zeichen der Mißbilligung hervor, und sie stehen, trotz ihres hohen Protektors, des Bischofs Roman Sebastian Zängerle, ebenso gemieden und ebenso allein wie dieser mitten unter einer gebildeten, aufgeklärten und lebensfrohen Bevölkerung. Zwar wiederholen sich die Gerüchte, deren Ursprung übrigens nicht schwer zu finden ist, von Jahr zu Jahr, daß ihnen die Leitung der Studien anvertraut werden soll; allein es ist eben so wenig

im Ernste daran zu denken, als an eine Wiedereinführung der Folter. Wir zweifeln, ob im ganzen großen Reiche eine Stadt oder ein Städtchen geneigt wäre, 30,000 fl. in Aktien zur Gründung einer jesuitischen Erziehungsanstalt anzulegen oder um eine solche zu petitioniren, und die Regierung ist weit entfernt, die alten reich dotirten klösterlichen Institute, aus denen ein großer Theil der Lehrer gewählt wird, zu Gunsten eines Ordens außer Thätigkeit zu bringen, der in der Geschichte mindestens zweideutig dasteht. Außer dem beschränkten Boden nun, den diese beiden Vorposten des Romanismus inne haben, hat dieser wenig von dem Terrain zurückerobert, das man ihm in den Jahren 1780—90 abgenommen. Denn die übrige regulirte Geistlichkeit neigt sich in Oesterreich auf jene Seite, welche nicht will, daß den Nachkommen das verloren gehe, um dessen willen ihre Voraltern gekämpft

und geblutet; sie setzt ihren Beruf nicht allein in Messelesen und Chorbeten, trotz des inappellabeln Ausspruches Sr. Heiligkeit, daß diese beiden Dinge mehr werth seien, als Seminarien, Spitäler und Schulen, und dieser Gesinnung, der lobenswerswerthen Thätigkeit, welche sie in wissenschaftlicher Beziehung, im Erziehungswesen entfaltet, hat sie es zu verdanken, daß man nicht mit Neid und Scheelsucht auf ihren durch Jahrhunderte behaupteten Wohlstand blickt, und im Ganzen damit zufrieden ist, die Bildung der Jugend großentheils in ihren Händen zu sehen.

Unter den ältern Mitgliedern des Sekularklerus finden sich noch manche, die aus den Generalseminarien Kaiser Joseph's hervorgegangen, und wenn es auch zu bedauern ist, daß ihre Zahl mehr und mehr schwindet, so wachsen doch unter der jüngern Saat einige Halme frisch und kräftig hervor, welche für den Tag der Ernte frucht-

bare Aehren versprechen. Der Geist des Volkes — und aus diesem geht der Klerus hervor, in ihm wurzelt er — duldet nicht jene Kopfhängerei, jene finstere Verdammung jeder freien und heitern Bewegung, jene Demuth, welche sich scheut, einem Manne gerade und offen ins Auge zu schauen; er will, daß der Geistliche unter und mit ihm lebe, daß er sich mit ihm freue und betrübe, und wartet nur, bis die letzte Scheidewand, welche eine Zeit, die nicht die unserige war, zwischen Laien und Klerikern aufführte, fällt, um sich ganz mit ihm zu verschmelzen. Diese Scheidewand ist es auch, welche es dahin kommen ließ, daß ein Stand, welchen alle Völker und Zeiten an die Spitze des gemeinen Wesens stellten, sich fast nur mehr aus den untersten Klassen der Gesellschaft ergänzt, daß ihn beinahe nur jene wählen, denen äußere Verhältnisse oder geistige Unfähigkeit jede andere Bahn zum Fort-

kommen oder Broderwerbe verschließen. Der höhere Adel wird kaum mehr in demselben repräsentirt; die Söhne der Beamten des vermöglichen Mittelstandes folgen den Berufsarten ihrer Väter, und so bleibt nur der Sohn des armen Landmannes übrig, und der schwarze Rock sinkt in die Kathegorie des weißen herab — er wird zum ultimum refugium. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß nicht auch aus der Hütte des Bauers achtungswürdige, gelehrte und gebildete Geistliche hervorgehen können; allein Niemand wird in Abrede stellen, daß eine sorgfältige Erziehung, eine mit den Forderungen, welche die heutige Welt an jeden durch Amt und Würde höher gestellten Mann richtet, von früher Jugend an vertraut gemachte Bildung in jener niedern Sphäre selten gefunden werden, und schwer zu ersetzen, dem Geistlichen aber eben so nothwendig und wünschenswerth sind, wie dem

in andern parallelen Wirkungskreisen sich bewegenden. Die Schuld an diesem Unglücke, können wir sagen, haben sich jene zuzuschreiben, welche durch Aufrechthaltung und heuchlerische Vertheidigung eines grausamen und thörichten Gesetzes die Geistlichkeit zum Staat im Staate machen wollten, aber damit nur bewirkten, daß aus den Braminen Parias wurden, von denen sich die höhern Kasten verachtend abwenden, von deren Berührung sie sich zurückziehen, und sie so zwingen, eine Lebensweise zu ergreifen, welche sie entweder zu düstern, menschenfeindlichen, jeder Schwärmerei zugänglichen Anachoreten, oder zu verworfenen Wüstlingen macht, die in Trunk und geheimer Wollust zu vergessen suchen, daß die Gesellschaft sie verstößt. Bald ähneln sie dann in Rohheit der Sitte und des Geistes denen, auf deren Umgang sie allein beschränkt sind, und der geringste Dorfbeamte dünkt sich

klüger und besser als sein geistlicher Hirt. Wo Thatsachen sprechen, müssen Deklamationen verstummen; und diese Thatsachen werden so lange sprechen, bis ihr Grund, und wir erklären es wiederholt — ihr einziger Grund weggeräumt, und der katholische Geistliche in einem der schönsten und reinsten Vorrechte des Menschen, im Familienleben, dem Laien gleichgestellt ist.

Für die wissenschaftliche Bildung des katholischen Klerus bestehen in Oesterreich theologische Lehranstalten, theils an den Universitäten und und Lyzeen, theils in einigen Stiftern, wie Admont, Klosterneuburg u. s. w. Die Dauer des Lehrkurses ist auf vier Jahre festgesetzt, und die Gegenstände sind so vertheilt, daß im ersten Jahre die ganze Kirchengeschichte, die hebräische Sprache mit Einleitung, Archäologie und Exegese des alten Testaments, im zweiten das Kirchenrecht mit Einleitung und Exegese des neuen

Testaments, im dritten Dogmatik und Moral, im vierten Pastoral, Katechetik und Pädagogik vorgetragen werden, wozu auch praktische Uebungen kommen. Die Professoren lesen in der Regel nach eigenen Heften, denen die vorgeschriebenen Lehrbücher zum Grunde liegen. Wo solche fehlen, und dieses ist namentlich bei der Kirchengeschichte und dem Kirchenrechte der Fall, bleibt ihnen freierer Spielraum, und so kommt es, daß man neben Vertheidigern päpstlicher Unfehlbarkeit freimüthige Verfechter josephinischer Grundsätze findet. Fromme Seelen haben freilich keinen Anlaß mehr, sich darüber zu ärgern, daß ein im Index stehendes Buch zum Leitfaden der Vorlesungen dient; aber seine Grundsätze sind darum doch die herrschenden, und in der Praxis die allein geltenden, gegen die es keinem einfällt, sich aufzulehnen und damit die goldenen Sporen zu verdienen, wenn es auch hie und da

an hyperorthodoxen Stoßseufzern und soi-disant frommen Wünschen nicht fehlen mag, die aber ungehört und unerfüllt in der blauen heitern Gottesluft verhallen. In den Seminarien muß jeder Studirende der Theologie wenigstens das letzte Jahr verweilen; gewöhnlich bringt er jedoch darin mehrere, auch alle vier Jahre zu, da dem Unbemittelten, und die meisten sind es, eine Anstalt willkommen ist, die ihn aller Nahrungssorgen überhebt. Sie werden von zwei, auch drei Geistlichen, die den Titel Direktor, Spiritual, Sub- oder Vizedirektor führen, geleitet, und der in ihnen herrschende Geist ist je nach diesen verschieden. Mit Bedauern müssen wir es sagen, daß in mehreren derselben der Heuchelei zu viele Chancen geboten, dem Günstlingswesen zu wenig Hindernisse in den Weg gelegt, und so offene, die oft zu engen Schranken manchmal überspringende Talente zu Gunsten von

Schleichern und Angebern zurückgesetzt werden. Andere Uebelstände sind wohl auch schon häufig gerügt worden, und die wenigen überlebenden ehrwürdigen Geistlichen, welche ihre Bildung in den Generalseminarien erhielten, haben, als wir sie kennen lernten, in uns den Wunsch reger gemacht, auch diese Einrichtung Joseph's in angemessener Form wieder aufleben zu sehen.

Die rechtliche Existenz der Protestanten in Oesterreich datirt vom Toleranzedikt Joseph's des Zweiten, das durch keine neuen Gesetze aufgehoben, sondern nur unbedeutend modifizirt worden ist. Nach diesem kann man Rechte der Protestanten als einer geduldeten Partei, und Vorrechte der katholischen Kirche als der herrschenden unterscheiden.

1. Rechte der Protestanten.

a) Hundert Familien oder fünf hundert Köpfe geben Anspruch auf eigenes Bethaus und eigene Schule.

b) Den akatholischen Geistlichen ist es erlaubt, ihre kranken Konfessionsverwandten zu besuchen, die Sakramente auszuspenden, öffentliche Leichenbegängnisse zu halten u. s. w.

c) Die Akatholiken wählen ihre Geistlichen und Schullehrer selbst, wenn sie dieselben selbst bezahlen, und nur die Bestätigung wird vorbehalten.

d) Der Uebertritt zum Akatholismus ist Jedem gestattet, der das achtzehnte Jahr zurückgelegt hat, nur muß sich der Uebertreter vorher einem sechswöchentlichen Unterrichte unterziehen, den ihm sein katholischer Pfarrer zu ertheilen hat.

e) Die Akatholiken werden zu öffentlichen Aemtern zugelassen.

f) Die Akatholiken dürfen zu rein katholischen Kirchenausgaben nichts beisteuern.

2. Vorrechte der katholischen Kirche.

a) Die Katholiken allein genießen öffentlicher Religionsübung; daher dürfen die protestantischen Kirchen weder mit Thürmen und Glocken, noch mit einem Eingange von der Gassenseite versehen sein.

b) Der katholische Pfarrer bezieht auch von den Protestanten die vorgeschriebenen Stolgebühren für Trauungen und Begräbnisse.

c) Er führt allein Tauf-, Trau- und Sterberegister, die gesetzliche Gültigkeit haben, weßwegen der Pastor verpflichtet ist, ihm jeden vorkommenden Fall schriftlich anzuzeigen.

d) Der katholische Pfarrer kann bei Leichen, Taufen u. s. w. die Stelle des Pastors vertreten, aber nicht umgekehrt.

e) Die Katholiken dürfen bei Protestanten Pathenstelle vertreten, aber nicht umgekehrt.

f) Die Protestanten sind verpflichtet, die äußerliche Feier der katholischen Festtage zu beobachten.

g) Der katholische Pfarrer hat das Recht, einen Akatholiken in seiner Gemeinde, der gefährlich erkrankt ist, einmal zu besuchen, und ihm seinen geistlichen Beistand anzubieten.

h) Die gemischten Ehen werden in der katholischen Kirche verkündet, und vor dem katholischen Pfarrer geschlossen, jedoch kann der protestantische Geistliche als Zeuge zugelassen werden. Die Kin-

der aus denselben folgen der Religion des Vaters, wenn dieser katholisch ist; ist er es nicht, blos die Söhne. Die Reverse sind aufgehoben.

Betrachten wir die Grundsätze, aus denen diese Bestimmungen hervorgegangen, so gewahren wir darin einen lobenswerthen Fortschritt in den Gesinnungen jener Toleranz, welche alle Bekenner der Religion der Liebe durchdringen soll. Zwar erreichen sie noch nicht ganz den Standpunkt, auf welchen wir Protestanten und Katholiken gestellt wünschten, nämlich den völliger Gleichheit und ungestörter Freiheit in der Entwicklung ihrer Tendenzen, so lange diese in ihrem Geleise bleiben, und auf die Sicherheit des Staates und den Frieden seiner Bewohner nicht störend einwirken; allein wir müssen nicht vergessen, daß wir es mit einem Staate zu thun haben, dessen Beherrscher den Titel der apostoli=

schen Majestät erwarb und rechtfertigte, während die allerchristlichsten, allergetreuesten, die katholischen Majestäten, die Vertheidiger des Glaubens entweder abfielen oder gleichgültig wurden. Nach jener gewaltsamen Reaktion, welche, wie in Frankreich zu Dragonaden, so in Oesterreich zu Konfiskationen und Landesverweisungen führte, und vermittelst militärischer Bekehrungen Länder, aus denen der alte Glaube mit seinem Apparate von Wunderbildern und Jesuiten fast ganz verschwunden war, bald wieder gut katholisch machte, war es lange Zeit ein Verbrechen, den geächteten Glauben zu bekennen, und wenn die Strafgesetze auch nicht so grausam und blutig waren, wie in England, dem klassischen Lande der Freiheit in größerer oder geringerer Schärfe und Ausdehnung bis zum Durchgehen der Emanzipationsbill bestehenden und gehandhabten Statute, so blieben sie doch strenge genug, um selbst das Minimum einer

politischen Duldung zu verkümmern. Auch ist in Oesterreich mit Ausnahme von Ungarn und Siebenbürgen die Frage der Toleranz bei weitem nicht so praktisch, da in den übrigen Provinzen entweder keine Protestanten, wie in Tirol, oder nur wenige gefunden werden. Kärnthen allein zählt auf eine Bevölkerung von **300,000** Einwohnern in runder Zahl bei **18,000** Protestanten, die auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Landes zusammengedrängt sind. Sie gehören größtentheils dem Bauernstande an, oder sind Arbeiter in den Bergwerken, und von der Regierung in ihren Rechten geschützt, von einer wohlwollenden und aufgeklärten Geistlichkeit nicht beeinträchtigt und verfolgt, leben sie ruhig unter ihren katholischen Brüdern, eben so wenig zur Proselytenmacherei geneigt, als selbst Gegenstand derselben. Anders freilich gestalteten sich die Verhältnisse in Ungarn; aber wir wollen diejenigen,

welche daran Schuld tragen, erinnern, daß Kaiser Franz es war, welcher einem widerspenstigen ungarischen Bischofe die Temporalien so lange entzog, bis er den Reichsgesetzen gehorchen lernte; daß er es war, welcher den Kapuzinern in Wien, die Miene machten, der Erzherzogin Henriette, der Gemahlin des Erzherzogs Karl, als einer Protestantin, die Ruhestätte unter den andern Todten der kaiserlichen Familie in der Gruft ihres Klosters zu versagen, die Worte zurief: „Macht's mich nit wild, oder ich heb' enk alle auf!“

Mein Oesterreich, herrlich Oesterreich, wo gleicht dir noch ein Land!
Du trägst als Schild die Treue — halt fest den Schild von Demant!
Und Segen ist der Aether, der überm Haupt dir rollt,
Und Silber deine Straßen und deine Berge Gold!

Viel littst und wirst du leiden, doch fallen wirst du nicht,
Der Leiden Kerker wölbt sich zum Freudendom einst licht,
O daß dich Lohn bald kränzen für Kraft und Treue mag,
Und aus der Nacht dir glänzen ein ew'ger Frühlingstag!

Anastasius Grün.

Ueber wenige Länder wurden, besonders in neuester Zeit, so verschiedene Ansichten ausgesprochen, als über Oesterreich. Von der einen Seite wurde man nicht müde, den Wohlstand, die Zufriedenheit, die geistige Gesundheit, selbst die Bildung seiner Bewohner zu rühmen und erhob den Staatsorganismus und dessen Lenker, dem man diese günstigen Resultate zuschrieb, bis

in den Himmel; auf der andern sprach man von Mastochsen, Maulsperre, Metternich, Spielberg u. s. w.; diese theilten dem klassischen Lande der „gebacknen Hendel" die Rolle des europäischen Magens zu, indem sie ihrer Heimath bescheidener Weise die des Kopfes vindicirten; jene hielten die Todtenstille für Ruhe der Vollendung, und priesen das Loos eines Reiches, in dem kein einziges Fenster zerschlagen wurde, während um dasselbe ganz Europa brausend gährte. Die einen berufen sich auf die Theaterzeitung, den österreichischen Beobachter und Mistreß Trollope; das Evangelium der andern sind die Spaziergänge eines Wiener Poeten. Seit dieses Buch wie ein Blitz die Dunkelheit zerriß, welche auf Oesterreich ruhte, wurde es zwar nicht heller, aber man sah die Finsterniß besser; auch haben seitdem mehrere die Frage wiederholt: Dürft ich so frei sein,

frei zu sein? und man hat nicht gewagt, die Verneinung offen auszusprechen.

Dieser Meinungszwiespalt beweis't wenigstens, daß auch in Oesterreich nicht alle Leute so glücklich sind, wie man es die übrigen gerne glauben machen möchte, daß es auch dort politische Dissenters gibt, und Vieles anders, Vieles besser sein könnte. Ich bezweifle sehr, ob ich im Stande wäre, es besser zu machen, und habe stets geglaubt, es sei weit leichter, ein Sonnet zu dichten, oder selbst einen Roman zu schreiben, als Gesetze zu erlassen und Staaten zu regieren; aber ich gestehe eben so wenig irgend jemanden Unfehlbarkeit zu, oder räume ihm das Monopol des Patriotismus ein. Ich liebe mein Vaterland eben so innig, als jene es lieben mögen, die es regieren, sein Name wirkt eben so zauberisch auf mich, wie die Worte: Frühling, Ber-

tha, Hoffnung, und ich möchte lieber mein Blut für dasselbe vergießen, als diese Tropfen Tinte. Wohl sehnte ich mich einst aus seinen Bergen in die Welt, die ich nicht kannte; aber sie hat mir nie einen Ersatz gewährt für die Linde des Heimatdorfes, unter der ich als Kind spielte, und nie habe ich aufgehört, das Vaterland zu lieben, wie die Geliebte, mit allen seinen Fehlern. Aber der Patriotismus äußert sich verschieden. — Adolph Bäuerle ist ein Patriot, Groß-Hoffinger auch (ich will es mindestens glauben), Menzel ist ein Patriot, und Börne war es auch. Soll ich nun unter diesen Sorten wählen, so ziehe ich, aufrichtig gesagt, die letzte vor, und bin der Meinung, daß Leute, die in Auteuil leben und manchmal sogar französisch schreiben, ihr Vaterland gleich innig und thätig lieben können, wie solche, die in Stuttgart das Literaturblatt redigiren. Ich habe nie begriffen, wie man jeman-

dem zum Vorwurf machen kann, daß er in Frankreich schreibt, was er in Deutschland nicht schreiben darf, daß er nicht alles gut findet, was ein würtembergischer Deputirter billigt, und daß er lieber ins Exil geht, als seine Ueberzeugung verläugnet. Ich bin zwar kein Börne, wie ich auf Ehre versichern kann, allein Oesterreich hat so gut seine **parties honteuses** wie das übrige Deutschland, und will man sie aufdecken (was nicht mit der That des Cham verwechselt werden darf) so muß man ein Auteuil suchen.

Ich bin ferner ein ebenso guter Anhänger des monarchischen Prinzips, als jene, die ihm als Minister dienen, und schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich selten ungerührt blieb, wenn man „Gott erhalte Franz den Kaiser," sang, obwohl ich die Hymne so oft hörte, daß ich sie zwanzigmal hätte auswendig lernen können, und wenn die Burgwache ins Gewehr trat, die Fahne senkte,

und die Trommeln wirbelten, da machte auch ich Front vor dem kaiserlichen Wagen und grüßte den alten Herrn darin nicht blos mit äußerlichem Respekt. Ich erinnere mich noch recht gut des Tages, an dem der Kaiser von einer Reise zurückkehrend, durch die Vorstadt Mariahülf in seine Stadt Wien einfuhr. Eine unübersehbare Menschenmasse drängte sich auf seinen Wegen, und als er erschien, als tausendstimmige jubelnde Vivatrufe ihn empfingen, die sich mit dem Geläute der Glocken, dem Donner der Kanonen zu grandiöser, erschütternder Harmonie vereinigten, und der Kaiser, sichtbar bewegt, das ehrwürdige Greisenhaupt dankend neigte und seine Unterthanen freundlich grüßte, da fühlte ich die Macht des monarchischen Prinzips. Man sagt, der feile Pöbel jauchze jedem zu, und streue heute demjenigen Palmzweige, welchen er morgen kreuzigt. Doch dieser Pöbel schwindet mehr und mehr,

und es gibt Herrscher im vollen Besitze der Gewalt, denen selbst er nicht zujauchzt. Franz war kein solcher, und das österreichische Volk ist kein Pöbelhaufe. Es scheute sich nie, seinem Unwillen manchmal recht derb Luft zu machen, allein es trennte den Menschen stets vom Kaiser, und wenn es auch diesen tadelte, so verehrte es jenen und seine hohe Würde. Selbst dieser Tadel bezog sich eigentlich mehr auf des Kaisers Diener, und nicht selten hörte ich sagen: Wenn das der Kaiser wüßte — man wollte damit andeuten, er würde es nicht dulden. Vielleicht täuschte man sich; aber das Vertrauen war vorhanden, und dieses zu gewinnen, zu erhalten, verstehe der Monarch. So war es, und ich glaube, es hat sich unter dem Sohne nicht geändert; und weil es so ist, weil es so bleiben wird, darum möge man auch dem Volke vertrauen, und sich nicht fortwährend damit beschäftigen, für dasselbe

Käfige zu bauen und Fesseln zu schmieden. Man höre auf, in allen jenen gefährliche Demagogen zu wittern und zu verfolgen, die nicht in tiefster Unterthänigkeit ersterben, und manchmal lauter und anders sprechen, als die moralischen Kastraten, welche wie die physischen in der Kapelle des Papstes, so in der Kapelle des Ministers singen; man zwänge nicht alle ohne Unterschied in das Prokrustesbett des bestehenden, man verzichte auf den Versuch, die Menschen zu regeln, wie ein Uhrwerk, und lasse den Zeiger ihres Geistes vorrücken wie ihn die Räder treiben, die Gott in die Maschine gelegt; man ahme nicht dem Bären in der Fabel nach, welcher in der besten Absicht den Stein auf die Fliege wirft; man —

Ich bin endlich überzeugt, daß der Fürst Metternich keine Spinne ist, die in der Staatskanzlei lauert, um die Mücken zu fangen und zu ver-

speisen, die sich in ihr Netz verfliegen. Ich traue dem Manne, welcher die großartige, ihm vom Geschick angewiesene Stellung so lange und so glücklich zu behaupten wußte, nicht nur einen großartigen, sondern auch einen edlen Geist zu, und würde mich selbst zu entehren glauben, wenn ich ihn fähig hielte, bei seinen Handlungen etwas anders vor Augen zu haben, als das Beste seines Adoptivvaterlandes. Die Nachwelt wird ihm dieses Lob nicht versagen, allein ich fürchte, daß sie von Richelieu und Metternich erzählend, sagen wird: Sie waren große Männer und liebten die Freiheit — aber nur für sich. —

Es ist nun allerdings schön, ein Erdengott zu sein, aber diese Erdengötter mögen es dem Göthe-Faustischen Gotte nachthun, und den armen Teufeln erlauben, mit ihnen manchmal ein freies Wort zu sprechen.

Mit den Bestrebungen der Magyaren, ihre Nationalsprache und Literatur emporzubringen, und sich zu degermanisiren, gehen die der Slaven parallel. Diese theilen sich in Oesterreich in drei Hauptäste, deren einen die Polen, den zweiten die Böhmen, den dritten die Wenden Kärnthens und Steiermarks, die Slaven in Krain und Kroatien bilden. Die Polen konnten sich natürlich nur an ihre Brüder unter russischem Scepter anschließen, die Leistungen der Böhmen und ihr Bemühen, das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert fortzusetzen, sind schon hier und dort gewürdigt worden, und die Literatur der Slaven Innerösterreichs und Kroatiens beschränkt sich bis

jetzt blos auf Gebet- und Schulbücher. Wir sind weit entfernt, diese Wirksamkeit und das Gefühl, aus dem sie hervorgeht, zu tadeln; der Grund dazu wurde beim babylonischen Thurmbau gelegt, und wird so lange thätig sein, bis dieser vollendet ist. Nur in Beziehung auf Art und Maß derselben läßt sich einiges einwenden, und es ist nothwendig, daß die Slaven endlich zum deutlichen Bewußtsein dessen kommen, was sie eigentlich wollen. Nicht jeder Stamm, der ein Patois oder einen Dialekt spricht, kann seine besondere Literatur haben; die Hauptrichtungen sind einmal gegeben, und an sie müssen die untergeordneten Zweige sich anschließen. Wir denken an keine romanische (in Graubünden), an keine wallachische Literatur, und würden große Augen machen, wenn es den Südseeinsulanern einfiele, für ihre hundert Sprachen ein gleiches Privilegium in Anspruch zu nehmen. So ist in

Steiermark, Kärnthen und Krain Kultur und Sprache vorherrschend deutsch; nur ein Theil des Landvolks spricht slavische Dialekte, die sich oft nach den Dörfern ändern, und in Krain dem Russischen am nächsten kommen. Es ist nun ganz in der Ordnung, daß man die dem Volke nothwendigen Bücher in seine Sprache übersetzt; wenn aber diejenigen, welche, der Geburt nach zufällig Slaven, eine rein deutsche Bildung empfingen, mit ihrem Mark und Geist genährt, sich plötzlich umkehren und slavisiren, so kann dieses Bestreben wohl nur ein verfehltes und erfolgloses sein. Es sind Renegaten und haben mit diesen den Zelotismus gemein, mit dem sie ihre frühere Confession verfolgen und die neue predigen. Einem böhmischen Professor, der von dieser Manie befallen war, fiel es ein, seine Literatur der deutschen nicht nur gleichzustellen, sondern auch über sie zu erheben, und die Welt

muß in Erstaunen gerathen, wenn er ihr einst beweisen wird, daß alle Heroen deutscher Poesie von böhmischen aufgewogen und übertroffen werden. Ein anderes Original dieser Art befand sich als Professor an der theologischen Fakultät des Lyzeums zu L. In seinem Kopfe lag ein unförmlicher Haufe von Sprachkenntnissen durcheinander, den er nur handhabte, um die strahlende Vortrefflichkeit und unbestreitbare Ueberlegenheit der slavischen Sprache zu beweisen. Diese predigte er bei jeder Gelegenheit; seine theologischen Lektionen waren nur Vorlesungen über slavische Literatur, und obwohl er als orthodoxer katholischer Theologe verpflichtet war, der hebräischen Sprache das größte Alterthum zu vindiziren, so ging er doch weiter als der Verfasser oder Ankündiger des pompösen Werkes „Matris slavicae filia erudita“ (lingua graeca), der von Vers zu Vers nachweisen wollte, daß die

Iliade ursprünglich slavisch geschrieben worden und Vater Homer ein Slave gewesen sei; er behauptete geradezu, daß Adam und Eva im Paradiese slavisch gesprochen, und war nicht im geringsten verlegen, die Wurzeln der mosaisch verdrehten Worte im Slavischen nachzuweisen. Dieses Wurzelgraben war überhaupt seine Leidenschaft, und es gab keinen Volks-, Städte-, Familien- und Taufnamen, dem er nicht den slavischen Stempel aufdrückte. Er durchzog als Apostel des reinen und echten Slaventhums alle stammverwandten Länder, und als er in Folge bedauerlicher Zwistigkeiten mit seinem Bischofe (es war ihm auch eingefallen, eine gewisse Dame **Skoféla episcopa** zu nennen) sein Lehramt aufgeben mußte, weihte er sein Leben ganz dem großen Berufe, an der Befestigung und Ausbreitung des Slaventhums zu arbeiten. Man sah ihn häufig in den Bauernhäusern der K. be-

nachbarten halbslavischen Gemeinden, wo er mitten unter einer Schaar schmutziger und barfüßiger Kinder slavisch dozirte, und sich bemühte, in die empfänglichen, von dem Gifte des Deutschthums noch nicht durchdrungenen Herzen dieser Kleinen den Samen seiner Lehre zu säen, und das gut zu machen, was in den deutschen Schulen etwa schon an ihnen verdorben worden sein mochte. Wenn Czernebog seine Bemühungen segnet, und ihm ein langes Leben schenkt, so wird er am Abende desselben die deutsche Sprache ausgerottet sehen und Wiener wie Berliner nur slavisch sprechen hören.

Es gibt eine Literatur, welche den Alpenblumen gleicht, die ungesehen wachsen, blühen und verwelken, oder an denen sich nur selten ein einsamer Wanderer freut, oder ein emsiger Botaniker, der sie pflückt und in sein Herbarium legt. Auch in Oesterreich hat sie ihre Heimath, und der Boden, auf dem sie vorzüglich wächst, sind die literarischen Blätter, welche den politischen Zeitungen der meisten Provinzen als Zugabe beiliegen. Wie viele Menschen außer Oesterreich lesen wohl den „Aufmerksamen," das „illyrische Blatt," die „Carinthia" u. s. w., oder hören von Namen wie Gallenstein, Kollmann, Renn, Rabe u. a., und doch ist der Inhalt der erstern manchmal sehr beachtenswerth, und das Dunkel, welches die letztern umhüllt, oft unverdient. Sie bearbeiten meistens nationale Stoffe; der Schauplatz ihrer Novellen, Dramen, Balladen sind die Berge, Burgen und Landstädtchen ihres

Vaterlandes, und wenn auch vieles Mittelmäßige zum Vorschein kommt, so tragen doch nicht alle ihre Erzeugnisse diesen Charakter. Die Novellen und Dramen Gallenstein's, der unter dem Namen Anonymus schreibt und auch im Fache der Lokal-geschichte und Topographie manches achtungs-werthe leistete, spielen größtentheils in Kärnthen, dessen Vorwelt reich an Sagen und eigenthüm-lichen Erscheinungen ist, während auch die Natur dieses Landes mit seinen Alpen und Bergwerken, mit seinen Seen und Bergströmen die mannich-fachsten Reize entfaltet. Dort erheben sich die Gletscher des Möllthales mit ihrem König, dem Großglockner und den verlassenen Goldgruben; dort hält am Eingange des Gailthales der Do-bracz Wache, der einst (im vierzehnten Jahr-hunderte) dreizehn Dörfer in seinem Schutte begrub, während der Abt von Arnoldstein in sei-ner Kapelle Messe las, und aus ihrem Fenster

den Berg wanken und stürzen sah. Auf dem Zollfelde, welches jetzt die alterthümlichen Thürme der Probstei Maria Saat, eines der ersten Vorposten des Christenthums in der slavischen Welt beherrschen, stand einst eine römische Stadt, über deren Namen man sich streitet, während ihre Ueberreste den Antiquaren reiche Ausbeute geben. Dort erblickt man auch den ältesten Thron der Welt — den aus unförmlichen Steinplatten bestehenden Sitz, auf dem die Herzoge die Huldigung des Landes empfingen, nachdem sie geschworen, Recht und Gerechtigkeit zu üben, und den Glauben zu beschützen. Noch heißt ein Bauerngut in ihrer Gegend die Herzogshube, von deren Eigenthümer der Herzog seinen Sitz lösen mußte, und unfern davon sieht man die Ruinen der Burgen, deren Herren das Recht hatten, während der Huldigungsfeier zu sengen und zu brennen, und die Wiesen abzumähen. Und wenn

Aeneas Sylvius nicht log, wie alle Reisebeschreiber mehr oder weniger zu thun pflegen, so hatte man einst in Kärnthen die löbliche Gewohnheit, alle des Diebstahls Angeklagten vorläufig zu hängen und wenn sie bei der nachträglich angestellten Untersuchung unschuldig befunden wurden, vom Galgen abzunehmen und anständig zu begraben.

Kollmann redigirte während seines Lebens den Aufmerksamen, eine Beilage zur Grätzerzeitung; in seinen Erzählungen war stets viel vom Essen die Rede, das er selbst mit großer Vorliebe trieb, so daß man ihn nur den „Kapaunertod" nannte. Renner's Gedichte und Novelleten erschienen in Taschenbüchern und Provinzialblättern; unter ihnen sind manche treffliche, meist von trüber Färbung, ohne jedoch in den winselnden Ton zu verfallen. Den Schmerz aber können wir eben so wenig aus dem Leben wie

aus der Kunst verbannen; nur muß er sich auf würdige Weise zu äußern wissen. Rabe's Namen (er scheint pseudonym) las ich unter einem Gedichte in der Carinthia; mögen diejenigen, denen es nicht gefällt, ihm das bescheidene Plätzchen an dieser Stelle gönnen:

Der Wildschütze.

Auf luft'gem Felsengipfel steh' ich,
Und schau' hinaus in's weite Land;
Tief unten liegen Dörfer, Städte,
Das Feld besäumt des Flusses Rand.

Tief unten treiben sich die Menschen
Wohl hin und her in Lieb' und Haß;
Mich haben sie heraufgetrieben,
Um mich wird nun kein Aug' mehr naß.

Was kümmert's mich, was brauch ich Menschen!
Wenn durch die Schlucht der Donner brüllt,
Und um mich her die Felsen zittern,
Da ist mir wohl, mein Schmerz gestillt.

Nur manchmal, wenn am stillen Abend
Die Glocke tönt vom Thal herauf,
Und rings um mich die Gletscher leuchten,
Da thaut die kranke Brust noch auf.

Da denk' ich alter Träumer wieder
Vergang'ne Zeiten mir zurück,
Und träum' von ihr, die mich verlassen,
Noch manchen schönen Augenblick.

Ach ganz vergißt mein Herz sie nimmer;
Sie glimmt wohl fort die alte Gluth,
Bis blutend einmal und zerschmettert
Mein Körper tief im Abgrund ruht.

Nur die englische und österreichische Aristokratie hat den Sturm der Revolution überlebt. Die spanischen Grandes, jene stolzen Großen, die vor ihrem Gebieter mit bedecktem Haupte standen, sind zur Fabel geworden, der Ueberrest des **ancien régime** schmollt im Faubourg St. Germain, oder lebt in freiwilliger Verbannung, Venedigs goldenes Buch schloß sich für immer, und die Palläste seiner Nobilis stehen leer, die Mediatisirten Deutschlands schreiben Bücher gegen konstitutionnelle Verfassungen, reisen für Geld oder kämpfen in irgend einer Ständeversammlung um ungeschmälerte Bewahrung der Jagdrechte; die Patrizier der Reichsstädte sind ver=

scholten, und die der schweizerischen Pseudorepubliken werden von ihren ehemaligen Unterthanen wegen hochverrätherischer Umtriebe zu Geldstrafen und Einsperrung verurtheilt. Was schützte und erhielt die beiden ersten bei all' ihrer Verschiedenheit?

Die Pairie erfrischt ihren Ichor von Zeit zu Zeit durch einige Tropfen guten, bürgerlichen Blutes, sie regenerirt sich durch die hervorragendsten Talente der Barre, des Comptoirs, der Literatur; und es ist nicht lange her, daß man an der Spitze ihrer kämpfenden Fraktionen zwei Emporkömmlinge dieser Art, Lyndhurst und Brougham erblickte. Der österreichische hohe Adel weis't seit Jahrhunderten dieselben Namen und Geschlechter auf, die Schranken, welche ihn von den übrigen Ständen scheiden, sind unübersteiglich und in seinem Wesen herrscht das nämliche Prinzip der Stabilität und Abgeschlossenheit, dem

das ganze Reich gehorcht. Die Lords sind nicht geborne Minister, geheime Räthe, Generale und Gouverneurs; das Cabinet von St. James leiten auch manchmal Plebejer, und wie Canning bewies, nicht ohne Geschick. An den Ufern der Donau verhält es sich anders: vom allmächtigen Minister bis zum Vorsteher der letzten Provinzialbehörde, vom Präsidenten des Hofkriegsrathes bis zum Obersten irgend eines Grenzerregimentes ist alles adelig und der Sohn des ungarischen Schiffmanns, der Freiherr von Thugut, steht wohl als das einzige Beispiel da, wo zum Erklimmen einer so hohen Stellung die Geburt nicht die Leiter war. Erst seit der hohe Adel es verschmäht, seine Söhne der Tonsur zu unterwerfen, finden sich unter den Würdenträgern der katholischen Hierarchie bürgerliche Namen; verirrt sich aber einer aus jener Kaste in die Seminarien, so ist ihm Pektoralkreuz und Infel in kür-

zester Frist gewiß, und ein Beispiel der neuesten Zeit hat bewiesen, wie leicht es trotz kanonischer Gesetze und alter katholischer Kirchenpraxis ist, Erzbischof zu werden, wenn man als Fürst geboren wurde. Zwar sind ihre Herrlichkeiten erbliche Gesetzgeber, aber wenn sie mit dem Zufalle der Geburt nicht gründliche und vielseitige wissenschaftliche und politische Bildung verbinden, so müssen sie entweder vom Kampfplatze abtreten oder blindlings denen folgen, die sich im Besitze derselben befinden. Darum schickt man sie in die Schulen von Eaton, Cambridge und Oxford, wo sie mit Sorgfalt auf ihren hohen Beruf vorbereitet werden, darum lehrt man sie frühzeitig, daß ihre künftige Stellung nicht von ihren Titeln und der Menge ihrer Ahnen abhängt, und die Erziehung, welche Schule und Familie begann, vollenden Reisen und die allmählig sich steigernde Theilnahme und Mitwirkung an einem öffentli-

chen Leben, in dessen großartigem Umschwunge alle Mittelmäßigkeit wie Spreu vor dem Winde davonfliegt. In der That hat keine Aristokratie der Welt eine solche Menge von Mitgliedern aufzuweisen, deren hochgebildeter Geist in fördernder Unterstützung von Kunst und Wissenschaft, in schriftstellerischer Beschäftigung, in staatsmännischer Wirksamkeit hervortritt. Wo sind in Oesterreich die Spencer, Holland, Byron, Blessington u. s. w.? Statt ihrer hatten wir einen Fürsten, der mit einem Einkommen von Millionen sich weigerte, ein Unternehmen fortzusetzen und zu vollenden, das von seinem Vorgänger begonnen, bloß die Kunst betraf; wir haben hochadelige Damen, die sich schämen, daß ihr Bruder „schriftstellert,“ und eine Menge von ungarischen Magnaten, böhmischen und andern Feudalherren, denen Pferde, Hunde und Maitressen das Höchste und Einzige im Leben sind,

welches ihre Thätigkeit und ihr Vermögen in Anspruch nimmt. Mögen die Zeichen einer Reaktion, welche sich in dieser Beziehung ankündigen will, nicht trügen, und ein Mann, den sein Geist noch mehr adelt als seine Geburt, recht viele Gleichbegabte und Gleichgesinnte finden.

In England treten die nachgebornen Söhne des Adels in die Reihen einfacher Bürger oder Gentlemen zurück, und verhindern so jedes schroffe Gegenüberstehen der Stände. Sie bilden vielmehr ein höchst wohlthätiges Verbindungsglied, welches jedoch in Oesterreich entweder ganz fehlt, oder durch den niedern Adel nur sehr unvollkommen ersetzt wird. Mögen die Metternich, Lichtenstein, Schwarzenberg, Lobkowitz hunderte von Kindern haben, es sind alle Fürsten; die der andern wenigstens Grafen, und eben so erben die gräflichen und freiherrlichen Titel auf alle Glieder der Familien. Aber mit

den Titeln erben auch die Ansprüche, und wenn der jüngere Sohn eines englischen Marquis oder Viscount es nicht verschmäht, die Stelle eines Subalternoffiziers oder Beamten, eines Landpfarrers zu bekleiden, so kann der eines österreichischen Grafen, welcher selbst Graf ist, sich einer solchen Degradirung nicht unterziehen, und wird daher, ist er gleich unwissend oder talentlos, eingeschoben, poussirt, avancirt, bis er seine bürgerlichen Mitbewerber weit hinter sich hat. Unglücklicher Weise läßt sich das Vermögen nicht ebenso vertheilen, wie der Titel, daß jeder das ganze bekommt, und so stößt man in dem prachtvollen Gebäude, trotz der Majorate, auch auf Trümmer ehemaliger Größe, deren Adel dem Fasse gleicht, welches tönt und leer ist. Die Zeiten sind vorüber, in denen das Kapital eines loyalen Cavaliers nur aus Schwert, Sporen und

Roß zu bestehen brauchte, um die reichsten Zinsen zu tragen; auch machen die Criminalgesetze wenigstens in der Theorie keine Ausnahmen zu Gunsten der Raubritter und Grafen. Manche Familien würden die hungrigen Löwen und Adler ihrer Wappenschilder gerne veräußern; aber die Regierung hat sich das Monopol des Handels mit Adelsbriefen vorbehalten, und dieses Eigenthum unterscheidet sich vom andern auch dadurch, daß man es wohl kaufen, allein nicht verkaufen kann. In England bleiben Titel und Güter in einer Hand vereinigt; dies erhält den Glanz des Hauses und imponirt der Menge, die sich vor dem reichen Lord beugt. Dort finden jene traurigen Mißverhältnisse zwischen dem Rang und den Mitteln ihn zu behaupten, nicht statt, denen wir in Oesterreich begegnen; hier sind sie ein Uebel, in dessen Gefolge Bettelstolz, Anmaßung

und Herabwürdigung der Staatsämter zu Versorgungsanstalten für heruntergekommene Adelige angetroffen werden.

So exclusiv die höhere Gesellschaft Englands ist, so hängt doch die Zulassung in dieselbe nicht von der Zahl der Ahnen ab, und ihre Elastizität ist bedeutend größer als die der österreichischen. Die aristokratischen Cercles der Hauptstadt werden von den Provinzen nachgeäfft und sogar überboten; in G. z. B. besteht ein Casino, dessen Thüren sich nie für eine Frau ohne „von“ öffnen (gegen Männer ist man nachsichtiger); dasselbe ist, nur auf kleinstädtischere und karikirtere Weise in L. der Fall, und die emanzipirten Plebejer werden mindestens in der Umgangssprache geadelt.

Die öffentliche Meinung ist in England der Aristokratie nicht ungünstig gesinnt; sie ist geneigt,

ihr vieles zu verzeihen und zu gute zu halten, und wenn auch Irlands hundertjährige Mißregierung, die ungeheure Schuldenlast und einige andere kleinen Posten größtentheils auf ihre Rechnung kommen, so wird man sie deßwegen doch nicht zur Verantwortung ziehen, und in einer Nationalversammlung über Bord werfen. In Oesterreich kann sich keine öffentliche Meinung bilden, wenigstens nicht äußern und die einzelnen Stimmen, welche hie und da laut werden, verhallen ungehört. Sie verlangen nicht plötzliches und gewaltsames Umhauen der alten verdorrten Stämme; mögen sie verfaulen oder sich verjüngen und mit der Frühlingslandschaft in Einklang setzen, welche rings um sie aufzublühen beginnt. Sie verlangen nur gleiche Berechtigung und Pflege für die jungen emporstrebenden Bäume, und wünschen, daß eine Regierung, deren Ober-

haupt in seinem Wahlspruche ausdrückt, daß die Gerechtigkeit die Grundlage der Reiche sei, dies praktisch auch dadurch bethätige, daß sie den Zufall nicht über das Verdienst stellt. Sie wissen recht gut, daß selbst in der verdorbensten Aristokratie der Geburt noch mehr Poesie liegt, als in der des Geldbeutels und würden, hätten sie die Wahl frei, keinen Augenblick in derselben zögern. Wohl gibt es kein Jůstemilieu zwischen Recht und Unrecht, aber es gibt eines zwischen zwei Extremen.

damit in seinem Wahlspruche ausdrückt, daß die Gerechtigkeit die Grundlage der Reiche sei, wird praktisch auch dadurch bestätigt, daß sie den Zufall nicht über das Recht stellt. Sie wissen recht gut, daß selbst in der verächtlichsten Aristokratie der Geburt noch mehr Poesie liegt, als in der des Geldbeutels und wirklich, hätten sie die Wahl jetzt, keinen Augenblick in derselben schwanken. Wohl gibt es kein Mittelding zwischen Recht und Unrecht, aber es gibt eines zwischen zwei Extremen.

An

Bertha.

Wohl möcht' ich in's Aetherblau mich tauchen,
Und durch die Lüfte beflügelt eilen
Ueber Berg' und blumige Thäler,
Hin wo du weilst und dort dann
Nieder mich senken, und leise
Wie Zephyrhauch
Dir nahen und einmal wieder
In's Aug' Dir blicken, das seelenvoll
Und glänzend, wie am Sternenmantel
Ein leuchtender Demant
Mir winkt.

Ja, du bist dieselbe noch, die einst des Jünglings Seele
Mit Bildern schön'rer Zukunft füllte;
Worin mit Farben einer reinern Welt
Auf der Seele Hintergrund gehaucht,
Das Deinige in sanftem Lichte strahlte,
Sein Wachen und sein Träumen stets umschwebend.
Wenn ich Dich sehe, in's Aug Dir blicke,
Das klar und ruhig lächelt,
Dann glätten sich die Wogen mir im Innern,
Und ich möchte weinen;
Doch schwand Dein holdes Anschau'n
Dem nimmer satten Blicke,
Da ergreift Sehnsucht mich, glüh'nde, unaussprechliche,
Die an des Lebens Mark mir nagt; denn höhnend
Zeigt ihr das Ziel — Unmöglichkeit!

Neig', o neig' du Schmerzenreiche,
Neig' dein Antlitz mir!
Die du bei der kalten Leiche
Deines Sohnes trauerst hier.

O du fühltest ja der Leiden
Und des Schmerzes Stachel tief;
Als Dein Sohn dich im Verscheiden
Mutter! meine Mutter rief.

Sieh', jetzt netz' mit bittern Thränen
Ich dein holdes Bild;
Zeig' dich meinem glüh'nden Sehnen,
Zeig' dich meinem Flehen mild!

Schau von deinem Wolkenthrone
Gütig auf dein Kind herab,
Bitt' für mich bei deinem Sohne
Nur um Ruh' im frühen Grab!

Denn nicht länger kann ich leben,
Kann nicht leben ohne sie:
Mögest du es mir vergeben,
All' mein Denken ist nur sie!

Alles Blut ach! fühl' ich brennen
Nur für sie allein,
Könnt' ich einmal doch sie nennen
Ewig, ewig mein!

Doch umsonst! — Von deinem Throne
Schau o Reine! auf dein Kind herab,
Bitt für mich bei deinem Sohne
Nur um Ruh' im frühen Grab!

Wenn in das Reich der Töne
Deine Seele ahnend sich verliert,
Und unbewußt der zarte Finger
Durch die Saiten irrt:

Dann reihen sich die Klänge
Zu bedeutungsvoller Harmonie,
Und in des Dreiklangs Formen
Bannst Du sie.

Es horcht der stillen Lüfte
Leicht beschwingter Chor,
Und trägt, was er vernommen
Himmelwärts empor.

Ist's Echo doch von jener Musik,
Die den Lauf der Sphären lenkt;
Ein Strahl von ihrem Lichte
Dir in's Herz gesenkt.

Ich seh' Dich wieder, schönste der Gestalten,
Vor meinem Auge namenlosen Reiz entfalten
So freudigstolz, so himmlisch schön
Wie Venus auf Olympos Höh'n.

Zu stolz, zu schön, als daß mir Hoffnung bliebe,
Liebt Dich auch keiner so, wie ich Dich liebe:
Mit meiner Seele ganzer Kraft,
Mit glühend heißer Leidenschaft,

Die an des Lebens bestem Mark mir naget,
Und unerbittlich Frieden mir versaget,
Die meine Träume ruhlos macht,
Und spottend des Gequälten lacht.

Sie flattern um Dich stets, wie um die Rose
Der Schmetterlinge Schwarm, der bunte, lose;
Und machen lächelnd Dir die Cour,
Wie andern Blumen auf der Flur.

Von ferne aber steht der Arme
Allein mit sich und seinem Harme,
Und sieht Dein freundliches Gesicht,
Und hört wie Deine Stimme spricht.

Doch wagt er näher nicht zu kommen,
Und ängstlich ist sein Herz beklommen;
Kein Biick von Dir fällt auf ihn hin,
Kein Laut von Dir ermuntert ihn.

So bleibt er ewig einsam stehen,
Und möcht' vor bitter'm Weh vergehen —
Ein Blick von Dir, von Dir ein Laut,
Auf sie hätt' er sein Glück gebaut.

Ach, wäre ich die Taste,
Die Deine Hand berührt,
Von jenen Saiten eine,
Durch die dein Finger irrt!

Wie tönt' ich da so schmelzend
Und dränge Dir ins Herz:
Und spräche dann so heimlich
Mit Dir von meinem Schmerz.

Und wenn Du d'rauf mich hörend, spieltest
Antwortenden Accord:
Wie wär' ich überglücklich,
Und tönte freudig fort!

Hört ihr nie von Himmelsfreuden
Sprechen der Devoten Chor,
Sagen, dieser Erde Leiden
Ständen Allen ja bevor,

Seien mit Geduld zu tragen,
Frommen Blick nur himmelwärts,
Ohne Murren, ohne Klagen
Trüge dann das Menschenherz?

Habt ihr je ein Herz besessen,
Die ihr derlei Münze prägt,
Oder nur davon gelesen,
Daß im Menschen solches schlägt?

Alle eure Himmelsfreuden
Geb' ich leichten Sinnes auf;
Nehme eurer Hölle Leiden
Ohne Zögern in den Kauf:

Wenn der Gott, den ihr anbetet,
Mir nur sie, doch ganz sie gibt —
Mich an diese Erde kettet,
Und mir sie, doch ganz sie gibt.

Seit ich liebe, glaub' ich eine Hölle,
Glaube ich an ihre Pein:
Sie besteht in dem Gefühle,
Liebend nicht geliebt zu sein.

Sie haben ihre Liebesschmerzen
In klingende Reime gebracht:
Und ich mit dem zerrißnen Herzen,
Ich habe sie bitter verlacht.

Ist's doch mit allen ihren Schmerzen
Kein Ernst der reimenden Schaar!
Und ich mit dem zerrißnen Herzen,
Ich weinte, als einsam ich war.

Siehst Du den Baum dort, der entblättert
Ein einzig grünes Zweigchen trägt?
Doch kommt der Sonne Strahl, dann freudig
Die Blüthe aus dem Zweigchen schlägt.

Ach, meines Lebens schön're Sonne
Der Wolken Schleier dicht verhüllt!
Es neiget leise sich das Zweigchen,
Der Wind mit seinen Blättern spielt.

O wüßtest Du, wie freudenlos mein Leben
Wie furchtbar elend es sich hat gestaltet,
Und wie in allem meinem Streben
Ein unversöhnter Zwiespalt waltet:
Gewiß, Du sähest mit Erbarmen
Herab auf mich unsäglich Armen.

Und doch ein einzig Wörtchen nur gesendet
Vom Himmel mir durch Deine Rosenlippen,
Dann mein Geschick in Seligkeit sich wendet,
Wie Götter sie aus Necktarbechern nippen:
Hoch schlägt empor die Flamme meines Lebens,
Was auch ich litt, ich litt es nicht vergebens.

Eintönig schlägt die Welle
An die Küste an,
Gewitterhafte Helle
Kündet den Orkan,
Das Meer beginnt zu leuchten,
Wolken ballen sich —
Und auf dem tiefen, feuchten
Grunde seh' ich Dich.

Die blonden Locken wallen
Um den Nacken Dir,
Und weiche Töne hallen
Leis herauf zu mir.
Ich seh', wie Du mir winkest
Mit der zarten Hand,
Und dann hinunter sinkest —
Jetzt drängt an den Rand

Des Schiffes, immer tiefer
Drängt es mich hinab,
In mancher armen Schiffer
Unbekanntes Grab:

Schon fühl' ich mich umfangen,
Küsse Deinen Mund,
Mit wollustvollem Bangen
Zieht 's mich in den Grund —

Da bäumt mit wildem Grollen
Neidisch sich das Meer,
Des Himmels Donner rollen,
Nacht ist's um mich her.

Verklungen sind die Töne
Magischer Gewalt,
Verschwunden ist die schöne
Holde Traumgestalt.

Der Gedanke wird Gedicht,
Wenn er Deiner denkt,
Zum Gesange wird das Wort
Wenn von Dir es spricht.

Ich bin heut' gar so traurig,
Gesunken ist mein Muth;
Mir wird es ach, so schaurig,
Erkaltet ist mein Blut.

So einsam und verlassen
Fühlt ich mich nie wie heut!
Die düstern Wolken passen
So ganz zu meinem Leid.

Mein ungenoß'nes Leben
Hat keine Reize mehr,
Und all' mein Vorwärtsstreben
Erscheint mir fruchtlos, leer.

Ich seh' mich abgewiesen,
Von Dir verkannt, verlacht:
O möchtest Du es wissen
Wie mich dies elend macht.

Wie in dem Ohr des Mohren ein Rubin,
So hängt der Holden Schönheit an den Wangen
Der Nacht; zu hoch, zu himmlisch dem Verlangen.

Romeo und Julie.

Wie schön warst Du, als Deine Hand
Des unerreichten Dichters Züge
Auf das Papier hin warf;
Des Dichters, dessen Wiege
Die Elfe mit dem Kranz umwand,
Den sie im Hain gepflückt.

Sie lehret ihn das stille Walten
Geheimnißvoller Luftgestalten
Enträthseln und versteh'n;
Und senkt auf seine Augenlieder
Den träumereichen Schlaf hernieder,
Deß' Bilder er uns zeigt.

Welch' Zauberreize er auch leiht
Den holden Traumeswesen,
Die unserm Blick er weis't:

Sie sind doch nie vereint gewesen;
Und erst in Dir hat sie gereiht
Die Schöpferin Natur

Zu Einem Reiz, den kaum geahnet
Der Dichter, und nur an ihn mahnet
Durch manches, was er schuf
Vom Schwung der Phantasie empor getragen,
Daß unter ihm der Erde Wolken lagen,
Und er im Aether flog.

Wie schauen mich die Lettern
So todt und frostig an,
Wie soll ich das beschreiben,
Was ich nur fühlen kann!

Gefühle, leere Worte,
Sie sondert nur das Herz;
Und wenn er hingeschrieben,
Erkünstelt scheint der Schmerz.

Doch weil der Liebe Zeichen
Dem Munde sind versagt,
So fühl' ich mich erleichtert,
Wenn meine Feder klagt.

Ein Gedanke ist es, der mein Leben
So unendlich elend macht;
Ihn verscheucht kein ängstlich Widerstreben,
Wenn ich einmal ihn gedacht.
Den Gedanken haben finst're Mächte
Mir entzündet in der Brust,
Er zerstört die Ruhe meiner Nächte,
Vor ihm flieht des Tages Lust.

Muß ich wachend den Gedanken denken,
Bis zum Wahnsinn steigt die Qual:
Mag sich Schlaf auf meine Augen senken,
Er verfolgt mich überall.

Wenn, obwohl entfernt, bei Dir ich weile,
Steht an meiner Seite er;
Wenn beglückt in Deine Näh' ich eile,
Geht er flüsternd neben her,

Und genieß' ich die ersehnte Wonne,
Blickt Dein Aug' gedankenvoll,
Spricht der Dämon dann mit leisem Hohne:
Des Geliebten denkt sie wohl.
All mein Blut fühl' ich da sich entflammen,
Höllenqual wird nun der Schmerz;
Krampfhaft zieht im Busen sich zusammen
Mir das todeswunde Herz.

Wie oft fleht' ich im frommen Glauben
Zu meiner Kindheit Gott um Dich!
Die Jahre konnten mir ihn rauben,
Doch raubten sie die Liebe nicht.

Und was des Knaben Herz beweget,
Es fühlt der Jüngling und der Mann;
Was dort im Busen sich gereget,
Es ward zur heißen Leidenschaft.

An welches höh're Wesen wendet
Vertrauend der Enttäuschte sich,
Woher wird Tröstung ihm gesendet,
Wenn trüb sein Auge aufwärts schaut?

In Dir steht mir ein Himmel offen,
Du bist mir Leben, Welt und Gott —
Darf ich von Dir Erhörung hoffen,
Entsag ich freudig anderm Glück.

Dunkler, unbestimmter
Wird der Lampe Schein;
Denn die letzten Tropfen
Saugt das Flämmchen ein.

Muß es doch verlöschen,
  Wenn das Oehl verzehrt:
Mir gleich, dessen Leben
  Eine Hoffnnng nährt.

Schwächer bald und dann zur Flamme
  Wieder angefacht,
Wär' es ohne diese Hoffnung
  Längst verlöscht in Nacht.

Wie hass' ich euch, ihr Bücher,
  Die ihr mich hier umgebt,
Euch, düstre Leichentücher,
  In die der Mensch begräbt
Viel Unsinn, wenig klügere Gedanken,
Die hie und da durch seinen Kopf hin schwanken.

Wie manche Lebensstunde
  Habt ihr mir schon getrübt,
Und nicht die kleinste Kunde
  Von euch mir eines gibt,

So oft ich flehend es auch hab' geschworen,
Warum mich armen die Natur geboren,

Warum ich das nicht werde,
Wozu mich Sehnsucht treibt,
Warum für mich die Erde
Nur ein Gefängniß bleibt?
Umsonst! nie habt ihr Antwort mir gegeben,
Und stets unglücklicher ward ich im Leben.

So fahrt denn wohl! für immer
Entsag' ich euch und gern' —
Mir dämmert Hoffnungschimmer
Von einem schönern Stern,
Und was ihr mich gelehrt, das trockne Wissen,
Für einen geb ich's hin von ihren Küssen!

Schlaf' wohl, Du mein geliebtes süßes Leben,
Schlaf' wohl!
Des Himmels Engel mögen Dich umschweben,
Schlaf' wohl!

Und heit're Träume mögen Dich erfreuen,
Schlaf' wohl!
Des Tages Lust im Schlummer sich erneuen,
Schlaf' wohl!

Am Morgen mögest freudig Du erwachen,
Schlaf' wohl!
Das schöne Aug' dem Licht entgegenlachen,
Schlaf' wohl!

Und muß auch ich ersehnte Ruh' entbehren,
Schlaf' wohl!
Wenn sich für Dich nur Glück und Freude mehren,
Schlaf' wohl!

In seinen Armen hält er Dich,
Und preßt den schönen Leib an sich
In wilder Lust —
Wie gerne möcht' ein ganzes Leben
Für einen Augenblick ich geben
An Deiner Brust!

Und wenn man Lieb' durch Lieb' gewinnt,
Hab' ich die Deine nicht verdient?
Ach, jahrelang
Hab' ich gefleht mit heißen Bitten,
Gehofft, verzweifelt und gelitten,
So todesbang!

Stets trüber wurde mein Geschick,
Und nimmer hat Dein süßer Blick
Auf mir geruht.
Ihm winken lächelnd Deine Mienen,
Auf ihn seh ich Dein Auge sinnen,
Ihm glüht Dein Blut.

So ist mein Dasein bitt'res Leid,
Mein wundes Herz durch nichts erfreut,
Und hin die Ruh'!
Ach, Bertha, meines Lebens Sonne,
Der Schmerzen Quell und jeder Wonne,
Mein Alles Du!

„Die Zeit ist da, wo Bertha spinnt,
„Und spannt das allgewalt'ge Netz,
„Dem Männerherz so schwer entrinnt."
Im Namen der Verehrer schrieb er's hin —
Verehrt man Heilige doch nur, und Göttinnen
Hat stets man angebetet: Dich bet' ich an!
Mit heiß'rer Inbrunst kniete
Wohl nie ein Jüngling oder Mädchen
Vor jener Göttin heit'rem Bilde,
Die unumschränkt allein nur herrscht
Als kniet' mein Geist vor Deinen Zügen,

Gemalt von der entzückten Phantasie,
Wenn übertroffen gleich vom Reiz des Urbild's,
Wie todten Marmor warmes Leben,
Wie übertrifft der Gott sein Bild!
D'rum reih' mich nicht in jene Menge
Gewöhnlicher Verehrer, die das schöne Weib
In Dir nur seh'n; nie hab ich Dich verehrt —
Ich bet' allein Dich an, Du Göttliche!

Ich drück' die Augen zu und lausche
Der traurig ernsten Töne Klang,
Und meinem Herzen ist's als rausche
Ihm all sein Weh' aus dem Gesang.

Das alte Sehnen kehret wieder,
Der nie erloschne Schmerz erwacht
Mit aller Gluth im Weh'n der Lieder,
Die leise hinzieh'n durch die Nacht.

O möchtet ihr mit meinen Klagen
Zu ihr hin durch die Lüfte zieh'n,
Zu ihr hin leise weh'n und sagen,
Wie ich durch sie so elend bin!

Viel tausend helle Sterne
Sie glänzen in der Nacht,
Sie glänzen nah' und ferne
In einsam schöner Pracht.

Der Mond ist auch schon oben
Und schaut die Erde an;
Aus seinem Strahl gewoben
Tanzt Elfchen auf dem Plan.

Die Bäume auf den Wiesen
Thun jetzt die Augen zu,
Und neigen sich zur süßen,
Ersehnten Schlafesruh.

Das Köpfchen senkt die Blume
Und hüllt in's Blatt sich ein,
Und von des Tag's Gesumme
Ertönt nicht mehr der Hain.

Was irdisch ist auf Erden
Jetzt Alles schlummern will:
Willst du nicht ruhig werden,
Mein Herz! und stumm und still?

Von allem Glück, von meinen ganzen Lieben,
Ach, ist mir nichts als dieses Bild geblieben!

Des blonden Haares Pracht, in Locken niederwallend,
Der blauen Augen Glanz, wie Thau in Veilchen strahlend,
Der Mund, um den ein leises Lächeln zieht,
So schön wie eine Rose, kaum erblüht,
Und aller Reitz, der dieses Bild umschwebt —

Sie waren mein. O wären sie es nie gewesen,
Hätt' ich doch nur, daß sie es waren, längst vergessen!
Ein And'rer jetzt in ihren Locken wühlt,
Ihr Aug' ein And'rer mit Entzücken füllt,
Ihr Busen sich für einen Andern hebt —

Du brachst, mein Bild! die Treue nicht, die sie geschworen,
D'rum hab' ich dich zu meinem Lieb jetzt auserkoren,
Nicht wahr, du liebst mich wieder, theures Bild?
Es sieht mich an und winkt und lächelt mild —
Es hat der Liebe Gluth das Bild belebt!

Von allem Glück, von meinem ganzen Lieben,
Ach ist mir nichts als dieses Bild geblieben!

Vermischtes.

Der Pilger.

Es war einmal ein Pilgersmann
In einem fremden Lande;
Er wußte nicht, woher er kam,
Auch nicht das End' der Reise.

Sein grausam Schicksal trieb ihn fort
Von einem Ort zum andern,
Und ohne Ziel und ohne Rast
Mußt stets der Arme wandern.

Der Menschen viel' und mancherlei
Begegnen ihm am Wege;
Doch ihre Sprache kennt er nicht,
Und jene nicht die seine.

Und unter dem Getümmel all'
Geht einsam nur der Pilger:
Er forscht mit bangem, trübem Blick,
Ob keiner ihm befreundet.

Sein Herz zieht ihn zu manchem hin,
Als sollt' er ihn umfassen,
Doch weh'! der kennt den Pilger nicht,
Und wendet fremd die Schritte.

Mit wunder Brust und unerquickt
Zieht weiter er die Straße;
Er kennt die Heimath nicht, doch sehnt
Der Müde sich nach Ruhe.

Da, als der Sonne letzter Strahl
Der Berge Gipfel färbte,
Der Abendglocken leiser Ton
Aus nahen Thälern hallte:

Schließt auch des Pilgers Auge sich
Zu ungestörtem Frieden —
Er hofft nicht mehr, er sehnt nicht mehr,
Was nimmer ihm beschieden.

Als Otto genas.

Ein stiller Abend war's! ich dachte deiner,
Und wie an's Krankenbett gefesselt
Du liegest, die jugendlichen Glieder
Vom Fieber kalt geschüttelt,
Das sinnig ernste Antlitz bleich,
Und trüber jenes Auge,
Das so bedeutungsvoll mir einst
In die Seele hat geleuchtet,
Deines reinen, edlen,
Kindlich frommen Gemüthes
Treuer Spiegel!
Und sieh'! ich blickte zu den Sternen,
Die tröstend, ewig wahr
Aus einer bessern Welt herüberleuchten
Auf diese öde, kalte Erde,

Und meine Seele betete
Zu Ihm, der über ihnen wohnt,
Zu Ihm, der die Gedanken kennt und Wünsche,
Lang' eh' sie unser Herz bewegen —
Und betete für Dich:
Er möcht' des Lebens langen, schweren Traum
Dich nicht träumen lassen,
Das Gewicht von Psyches Flügeln nehmen,
Daß unentweiht sie schwebe
In lichte Höhen —
So betete ich — da sah mein Geist
Der Aeltern tiefen Kummer,
Die thränenmüden Augen
Auf des liebsten Kindes Sarg gerichtet,
Wenn gleich die Hülle nur er birgt,
Ihr trostlos Jammern —
Ich sah, wie schwer dein Geist
Kaum entknospet
Vom Leben nur sich trennt,
Das im schönsten Morgenroth der Hoffnung

Ihm aufgegangen:
Ich sah's, und um schnelle Wiederkehr
Der ersehnten
Rosenwangigen Gesundheit
Bat ich — und Er erhörte mein Gebet!
Und seinen Engel sandt' er, der bewahren Dich
Und schützen soll, daß nimmer
Tückische Verderben den Geist
Den edlen Dir beschmutzen,
Und rein, wie er geschaffen,
Zum Urbild alles Reinen
Empor er schwebe.

Nachtgesicht.

Ich riß das Fenster auf, und kühlte
Die brennend heiße Stirne
Im eisig kalten Hauch
Des Nachtwind's, welcher klagend
Um die düstern Mauern
Des alten Baues stöhnte.
Die Nacht hing, ein schwarzes Bahrtuch,
Auf der Erde, die lautlos schlief;
Als wäre sie erstarrt und hätte
Keinen Tag mehr zu sehen.
In meiner Seele war's auch Nacht,
Finst're tiefe Nacht!
Alle Sterne längst erloschen,
Die mir geleuchtet, als der Kindheit
Rosenschimmer um das Leben spielte, und ich

Die Schuld nicht kannte und die Sünde,
Und all' das Bitt're, das diese Erd' uns beut,
Getäuschte Hoffnung, Gram verschmähter Liebe,
Und wenn man verkannt sich sieht von denen,
Für die das Herzblut zu vergießen,
Einem Lust und Wonne wär' gewesen. —
Da schlich der Zweifel in die Seel' sich mir,
Grübelnd, glatt und kalt,
Ob's möglich nicht, daß wir den Pflanzen gleichen,
Vom Winde hin und her bewegt, des blinden
Zufall's Spiel, gekommen nur,
Um zu vergehen.
Den Gedanken dacht' ich, und schauderte!
So wär' denn all' umsonst, was wir gelitten,
Und keine Hoffnung, dort geliebt zu werden
Von Wesen, bei deren Anblick
Sehnsucht sich regt in uns, doch höhnend abgewiesen
Vom unerbittlichen Geschick —
Keine Hoffnung, das Aug' an Thränen nur gewöhnt,
Werd' heiter einst und freudig glänzen,

Wenn liebend des Freundes Auge auf uns ruht;
Die Worte, Gott und Glück, nur leerer Schall?
So dacht' ich, und immer tiefer
Drang der Stachel ein, tödtlich' Gift
In die Wunde träufelnd, und schon
Naht die Verzweiflung, die Harpyenklauen
Mir in's zuckende Herz zu schlagen —
Da strahlt auf einmal ein sanftes Licht,
Wo dichte Finsterniß noch kaum gewesen,
Und wie Engelsharmonieen
Weht es leise: Armer Sterblicher!
Gott ist die Wahrheit, dein blödes Auge aber
Kann ihren Glanz nicht tragen;
Darum hat den Glauben er gesendet:
Ihn verschmähe nicht
In thörichter Vermessenheit;
Er wird sanft und sicher
Durch des Lebens Klippen dich geleiten,
Zu einem schönern, bessern Sein!

Der Mönch.

An seiner Zelle Fenster steht
Der Mönch, im Aug' die Thräne;
Wohl mancher Mensch vorübergeht,
Doch sieht er nicht die Thräne.

Das bleiche ernste Angesicht
Man tiefgefurcht erblicket,
Des Grames schmerzendes Gewicht
Den Mönch darnieder drücket.

Sein Blick auf jenen Wolken weilt,
Die Schwänen gleichend ziehen,
Und sein Gedanke dorthin eilt,
Wohin die Wolken fliehen.

Sie zieh'n dem fernen Berge zu,
Vom Abendlicht verschönet,
Der dort in feierlicher Ruh'
Die stillen Thäler krönet.

Und wie den fernen Berg er sieht,
Da denkt vergang'ner Tage
Und schön'rer Zeiten sein Gemüth:
Und schwermuthvolle Klage

Entfliehet nun der wunden Brust,
Die Jahre nicht geheilet;
Und mit Gefühlen bitt'rer Lust
Sein Herz dabei verweilet:

„O meiner Jugend schöner Traum,
Wohin bist du verschwunden!
Der Jüngling ach, begriff dich kaum,
Nie hat er dich gefunden!

„Doch schwebt dem Greis ihr Zauberbild
Von all' den Traumgestalten
Noch immer vor, so engelmild,
Er wird mit ihm erkalten.

„Dort schlummert sie im stillen Thal'
Im schön umblühten Grabe —
Es ist ja mein Erinn'rungsmaal,
Das Eine, was ich habe."

An seiner Zelle Fenster steht
Der Mönch, im Aug' die Thräne,
Wohl mancher Mensch vorübergeht,
Doch sieht er nicht die Thräne.

Die Rache der Fee.

Zu Stauffenberg, im hohen Saale
Herr Peter sitzt beim Hochzeitmahle,
Und viele Gäste um ihn her;
Wer war wohl fröhlicher als er?

Der Ritter Augen Feuer sprühen,
Von Lieb' und Wein die Wangen glühen,
Denn manche Dame war im Kreis
Von holdem Leib, wie Schnee so weiß.

Von Musikschall die Burg erklinget,
Und freudig auf ein Ritter springet,
Der trinkt auf's Wohl der schönen Braut.
Und wie Herr Peter aufwärts schaut

Da wird er blaß mit einem Male,
Die Fröhlichkeit hört auf im Saale:
Sein Auge an der Decke klebt,
Aus der ein kleiner Fuß sich hebt,

So zart, so weiß, wie nur die Feeen
Im bleichen Mondschein darauf gehen.
Sogleich Herr Peter ihn erkennt,
Die Lippe ihren Namen nennt,

Der ew'ge Liebe er versprochen,
Und treulos dann sein Wort gebrochen,
Mit der er manche Sommernacht
In süßen Freuden zugebracht.

Der Fuß ihn mahnet an die Stunden,
Die ihm so wonnevoll verschwunden
In ihrem reichen runden Arm,
Der ihn umfing so liebewarm.

Der Fuß ihn mahnet an die Schmerzen,
Die er verursacht treuem Herzen:

Es faßt ihn ahnend Vorgefühl,
Das nimmer ihn verlassen will.

Und ob des Burgherr'n tiefer Trauer
Ergreift die Gäste kalter Schauer,
Verlassen plötzlich ist der Saal,
Und Schweigen herrschet überall.

Um Mitternacht, den sonst beglücket
Die Fee, in ihrem Arm erdrücket.
Und als darauf der Morgen tagt,
Herr'n Peter in die Gruft man tragt.

Denn, wen die Feeen einmal lieben,
Dem sind sie immer treu geblieben:
Darum dies luftige Geschlecht
Die Untreu auch so strenge rächt.

Sehnsucht.

Du zartes Wölkchen an des Himmels Blau,
Je länger ich dahin dich gleitend schau',
Je weiter rückst du in die Ferne,
Weilt auch auf dir mein Blick so gerne;
Und endlich tauchst du in des Aethers Tiefen,
Als wenn von dort dir die Gefährten riefen.

Ach, nimm mich mit! Könnt' ich doch mit dir geh'n,
Mit dir die abendrothen Fernen seh'n,
Mit dir dahin am Himmel gleiten,
Hinaus in unermeßne Weiten!
Du ziehst allein! so grüße Mond und Sterne,
Bis ich gleich dir mich aufzuschwingen lerne.

Die Geliebte.

Ich kenn' seit langer Zeit ein wunderschönes Weib,
Von vollem, schlankem Bau und wonneglüh'ndem Leib,
Ihr Auge glänzt und strahlt gleichwie des Himmels Helle,
Aus seinem Blicke sprüht die gottgezeugte Seele.

Um ihren Hals das Haar in reichen Locken weht,
Wie gold'ner Garben Zier von Schnitters Hand gemäht,
Ein leicht' Gewand bedeckt die üppig weichen Glieder,
Und über'm Busen wogt es schwellend auf und nieder.

Seit ich sie sah, erkannt, hab' ich sie stets geliebt,
Und keinen Augenblick ward uns're Lust getrübt;
Sie liebt als Gattin mich so warm und treu und innig,
Als Mutter ist sie mir so zartbesorgt und sinnig.

Zum Kinde wird sie oft, und koset, neckt und scherzt,
Bewirft mit Blumen mich, den sie bald küßt und herzt:
Seit einmal ich gesaugt an ihren süßen Lippen,
Kann an dem Götterkelch ich nimmer satt mich nippen.

Ihr Zürnen ist mir Lust, ihr Grollen ist so schön,
Und weicher ist's als Schnee auf frühlingsonn'gen Höh'n;
Der Hauch des Westwind's, der den Blüthen Kühlung fächelt,
Ist milder nicht als sie, wenn sie Versöhnung lächelt.

So lieb' ich sie, die Mutter, Gattin mir und Kind,
Und Hymens Fackel brennt und Amor ist nicht blind;
Und die Geliebte lohnt mein Lieben überschwänglich,
Sie liebt mich seit ich bin, und liebt mich unvergänglich.

Heimweh.

Siehst glänzen du dort die Berge im Sonnenlicht? —
„Ich seh' sie, doch sind's die Berge der Heimath nicht!"
Und siehst du den Fluß, wie er stattlich fließt,
Am Ufer hin weite Alleeen —
„O könnt' ich dafür das Bächlein sehen,
„Die Welle vom Blatt der Weide geküßt."
Das prächtige Schloß sieh auf des Platzes Mitte —
„Ich seh's, nicht ist's des Vaters Hütte,
„Des Vaters Hütte im Heimaththal
„Ich sehe sie nirgends und überall!"
Und hier die gewaltigen bebänderten Herrn —
„O wenn's doch die Züge der Brüder wär'n!"

Die Sonne im Glanz der Palläste zurückgestrahlt —
„Es ist eine andere, sie läßt mich kalt."
Die Damen geschmückt, ihr süßer Blick —
„Ich denke dabei an sie zurück!
„Ach laßt mit eurer Pracht für immer mich zufrieden,
„Ich schied vom Glück, als ich von ihr geschieden."

Der Baum und die Nachtigall.

Es senkt ein Baum die Wurzeln in öde Felsen ein,
Der Stamm mit seinen Zweigen ragt in das Blau hinein;
Es nährt ihn nicht die Erde, nicht tränken ihn die Lüfte,
Doch grünt er fort, die Blüthe entbehret nicht der Düfte.

Es säuseln nicht die Blätter, wenn ihn der Hauch umweht,
Der jetzt zu dieser Blume, dann kosend weiter geht;
Er beugt sich nicht den Stürmen, die rasend ihn umtoben,
Die Wurzeln halten fest, es wankt nicht der Gipfel oben.

Des Waldes Sänger scheinen den stolzen Baum zu flieh'n,
Man sieht sie rauschend weiter zu andern Bäumen zieh'n,—
Nur Eine Nachtigall sich birgt in seinen dunklen Zweigen,
Wird müde nicht vom Singen, wenn längst die andern schweigen.

Sie klagt und weint in Tönen, als schickt' ein menschlich Herz
Die Qualen, die es leidet, in Liedern himmelwärts:
Und wie sie singt, da wachen die Blätter auf, die schliefen,
Und Baum und Zweig' und Blüthen, sie beben schmerzergriffen.

So singt das Vöglein träumend fort, bis der letzte Klang
Der zarten Brust der Sängerin mühsam sich entrang;
Und wie die Trauertöne in stiller Luft verhallen,
Verdorrt der stolze Baum und die welken Blätter fallen.

Mutterliebe.

Der Bruder: Es glänzet ein Stern am nächtlichen Blau,
Er glänzet viel heller, als alle dort oben,
Und dringt wohl am ersten durch's Nebelgrau,
Das höhere Macht um's Dasein gewoben.
Am Lebenspole sieht man ihn leuchten ohne Wanken,
Wenn längst die andern alle in dunkle Nacht versanken.

Es blüht eine Blume, viel schöner sie blüht,
Als liebliche Veilchen und üppige Rosen,
Und wie auch der Gärtner sich emsig bemüht,
Es wird keine schön're der Erde entsprossen.
Nun, liebe Schwester, kannst du den schönen Stern mir nennen,
Und wirst du auch die Blume bezeichnend schnell erkennen?

Die Schwester: Wohl kenn' ich den Stern, sein freundliches Licht,
Es ist ja der Mutter sorgende Liebe;
Wohl kenn' ich die Blumen, wie sollt' ich nicht?
Es sind ja des Kindes dankbare Triebe:
Und Stern und Blumen, sie treffen sich auf allen Wegen,
Denn wo sie blüh'n, sieht man seinen Strahl sich flimmernd regen.

Beide: Doch schöner sieht man ihn nirgends als Deinem Aug' entstrahlend,
Und unser junges Leben mit morgenrothem Lichte malend —
D'rum komme, wo Du auch seist, auf allen Deinen Wegen
Die Blume uns'rer Liebe erquickend Dir entgegen!

Stammbuchvers.

In Millionen Wege theilen sich des Lebens Bahnen,
Die Menschen wandeln rastlos auf und nieder, ohne Ruh' —
Doch richtet sich ihr' aller Blick in leisem Ahnen
Stets Einem höher'n Ziele zu.

Es schwebt der Sehnsucht vor, seh'n wir die Sonne untergehen,
Die fernen Höhen rosig dann erglüh'n im letzten Strahl,
Und in des Mondes Schimmer, in der Töne Wehen,
Erscheint dies Ziel uns überall.

Und gibt's auch viele der Gewalten, welche kalt und feindlich
Sich zwischen uns und unsre Sehnsucht höhnend hingestellt:
Sie müssen machtlos flieh'n, wenn nur zwei Menschen freundlich
Der Neigung Band umschlungen hält.

Maria Stuart.

Im Traum' sah ich Maria Stuart mir erscheinen,
Die Krone auf dem Haupt von Perl' und Edelsteinen;
Und also redet sie, den Scepter zu mir neigend —
Ich aber horchte auf, in scheuer Ehrfurcht, schweigend:
„Was deines Volkes Dichter von mir hat gesungen,
Wie ich gelebt, geliebt, mit Schmerzen hab' gerungen,
Wie ich von England's harter Königin gefangen,
Nach schwerem Leid die Todeswunde hab' empfangen
Verfolgt und unverdient — es ist ein schön' Gedicht,
Ich wollt', es wäre mehr, denn Wahrheit ist es nicht."
Sie schwieg und seufzt', dann fuhr sie fort nach kurzem
Harren:
„Ich war ein Kind, ein thöricht Kind, und unerfahren,
Als mich die Mutter und der Wille der Verwandten
Von Schottland fort nach meinem schönen Frankreich sandten.

Der Vater lebt' nicht mehr, sie trugen ihn von dannen —
Ich zählte noch kein Jahr — zu seines Hauses Ahnen.
An Katharina's üpp'gem Hof ward ich erzogen,
Bis sechzehn Frühlinge in Wonn' und Lust verflogen;
Dann hat man die Gefeierte nach kurzem Werben
An Franz vermählt von Valois, des Thrones Erben.
Bald war ich Königin, von Schmeichlern rings umgaukelt,
Doch nur zu ähnlich dem, der auf dem Meere schaukelt
Im Boot', das schwach, gebrechlich ist, ein Spiel der Wellen,
Die an den Klippen jetzt das Boot und ihn zerschellen.
Es starb mir der Gemahl, die theure Mutter folgt' ihm nach,
Aus meines Lebens Kranz' der Tod die schönsten Blüthen brach.
Ich war allein, zurück nach Schottland mußt ich kehren,
Um dort als Herrscherin dem Unrecht schnell zu wehren.
Dort sollt' mit starker Hand die Zügel ich erfassen,
Ein Volk regier'n, das meinen Glauben schon verlassen.
Wie wenig es gelang, du weißt's. Um von den Lasten
Des Reichs im Schooße treuer Liebe auszurasten,
Wählt' ich mir den Gemahl, von Lennox war's, der Sprosse,

Er dünkt' allein mir werth, zu brechen Schottland's Rose.
Ich ward getäuscht, verzweifelte — doch bald ertönten wieder
In Holyrood's Pallast verbrecherische Liebeslieder." —
Maria bebt, als hätt' sie kalter Todesschauer
Zum zweiten Mal' ergriffen; dann mit tief'rer Trauer
Fuhr also fort die Königin: „Ich selbst sah seinen Fall,
O grauenvoller Tag! er fiel als Opfer dem Gemahl.
Die blut'ge That, und Darnley's Rohheit so empörend,
Sie brachten mich in Wuth. Auf nichts als Rache hörend
Wandt' ich mich jetzt an Bothwell, den verruf'nen Grafen —
Daß, Himmel! damals seine Blitze mich nicht trafen! —
Den Gatten haßt' ich tief, von ihm mich zu befreien
Versprach er mir, und weh! ich ließ dem Tod ihn weihen.
An Darnley's Stelle Bothwell trat — doch das Verbrechen
Es mußte schaurig sich an mir und diesem rächen.
Der Adel Schottland's sich empört, und feig entfliehen
Sah man den Grafen, fort nach fernen Inseln ziehen.
Zum Räuber ward er dort, ergriffen und gefangen,
Bis nach zehn Jahren die letzten Seufzer sich entrangen;
Er starb in Wahnsinn. — Schottland's Gauen mußt' ich meiden,

Von meiner Väter Boden schuldbelastet scheiden,
Ich floh nach England. Was in neunzehn bittern Jahren
Der Noth und der Gefangenschaft ich dort erfahren,
Was ich dort litt, du ahnst es nicht. Die Thränen ohne Zahl,
Die Nächte ohne Ruh', und überall, ach überall
Verfolgt von den mir schrecklichsten, von der Vergangenheit! —
Doch endlich schlug die lang ersehnte Stunde,
Die mich erlöst', sieh' hier die Todeswunde!"
Jetzt schwieg sie wie erschöpft. Da trafen leise Töne —
Doch war's nicht irdische Musik — mein lauschend' Ohr;
Es trat in nie geahnter, himmlisch reicher Schöne,
Den Sternenkranz im Haar, die Poesie hervor.
Sie trat zur Königin, und auf zum Himmel blicken,
Dann der Versöhnung Kuß ihr auf die Stirne drücken,
Sah ich die Poesie. Ein milder Strahlenschein ergoß
Verklärend auf Maria sich — und die Gestalt zerfloß.

Widmung.

Wie in trüben, wie in heitern Stunden
Ich gewesen, stellen diese Blätter dar;
Freuden, Schmerzen, tausend Herzenswunden,
Steh'n vor Eurem Blicke ungeschmückt und wahr.

Zwar die Hand, die sie geschrieben
Ist schon lang' des Moders Raub;
Wenig ist vom Geist' geblieben,
Der verweht, wie fallend' Laub.

Doch wohin er weht, das erfahren
Werdet, Theure! bald auch Ihr;
Wenig Jahre werden Jahr'n sich paaren
Dann seid alle Ihr bei mir.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum
Digitale Bibliothek

Pipitz, Franz Ernst,

Fragmente aus Oesterreich

Mannheim 1839

Austr. 1547
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10009559-7